Hom. 2077 w (1

Hom III 240

B

Diese Predigten sind nicht alle eingeheftet

B. May

Ad Bibliothecam

1316

Predigten,

gehalten

im Jahre 1802 und 1803

von

Karl Jais,

Prediger in der Frauenkirche zu München.

I. Bändchen.

München,
bei Joseph Lentner. 1803.

Eggenfelden

Td/71470

Weise sie zurecht, damit ein gesunder Glaube unter ihnen aufkomme, und sie den jüdischen Fabeln und Menschensatzungen, die der Wahrheit zuwider sind, kein Gehör geben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Paulus an Tit. I, 13. 14.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Churfürstlichen

General - Landesdirektion

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Churfürstliche

General-Landesdirektion!

Es muß einer weisen Regierung an nichts mehr gelegen sein, als zu wissen, wie die Lehrstühle besetzt sind — vorzüglich die Kanzeln, weil davon die Volksbildung abhängt. Wo das Auge der Obrigkeit nicht hinreicht, wo die Geseze selbst keine Kraft mehr haben, da muß die Religion auftretten, und den Unterthanen beim Gehorsame und seiner Pflicht erhalten. Bloß darum wagte ich es, diese meine Predigten der Prüfung der Churfürstlichen General-Landesdirek-

tion

tion unterthänigst zu überreichen. Wie viel ihnen abgeht, und wie gewagt es darum ist, sie der weisen Regierung meines Vaterlandes selbst zu widmen, das fühle ich zu gut. Aber ich hoffe, man wird der guten Sache wegen, die sie befördern sollen, manches übersehen.

Es war meine angelegenste Sorge, nur reines Christenthum zu predigen; weil nur dieß — recht gekannt und recht ausgeübt — sowohl den Thron des Fürsten

sichert, als auch die Unterthanen glücklich macht. Wahrheit war mein einziges Augenmerk, und auch mein vorzüglichster Sporn; man soll das, glaube ich, auf keiner Seite vermissen.

Wie glücklich sind wir, daß wir unter einem Fürsten leben, wo man zum wenigsten auf der heiligsten Stätte Wahrheit predigen darf.

Ich

Ich habe nur einen Wunsch, daß dieß mein Bemühen eben so gnädig aufgenommen werden möge, als einzig meine Absicht ist, der Religion und dem Vaterlande zu nützen.

Churfürstliche General-Landesdirektion!

München den 12. August 1803.

unterthänigst gehorsamster
K. Jais.

Vor-

Vorerinnerung.

Ich übergebe hier ein Bändchen meiner Predigten — dem bald ein zweites folgen wird — der öffentlichen Prüfung. Die Absicht, warum ich das thue, ist, theils mich zu rechtfertigen, theils meinen Amtsbrüdern damit einen kleinen Dienst zu leisten. Darum erscheint das Ganze mit so vielen Noten. Sie sollen bald Belege von dem sein, was ich sagte; bald neue Zusätze; bald Erläuterungen. Wer mir darum den Vorwurf machen könnte, als hätte es also man-

cher

cher Predigt an gehöriger Deutlichkeit gefehlt, dem muß ich sagen, daß ich oft manches mit Fleiße der Schwachen wegen nicht deutlich sagen wollte, daß, zweitens dieß nur einige Predigten sind, und manches in andern deutlich gesagt wurde, was hier nicht deutlich ist.

Mir wurde öfters der Vorwurf gemacht, als beobachtete ich nicht die gehörige Klugheit — Ich will darauf nur das antworten, daß Leute — die nicht selbst in der Stadt leben, die unser Zeitalter nicht ganz kennen, und vorzüglich die Kanzel, auf der ich stehe — nie bestimmen können, wann die nöthige Klugheit außer Acht gesetzt werde. Wir haben andere Zeiten, als man sonst hatte; es muß also auch anders gesprochen werden.

Bei einer so gewaltigen Revolution, die im Gebiethe des Religiösen vorgehen mußte, konnte es ohne Schmähungen nicht abgehen. Wenn man also auch über mich Schmähungen hörte,

te, wer hätte darauf achten sollen? — Oder da die Regierung für die gute Sache — Wahrheit und Tugend — so viel that, hätte ich als Prediger in der Hauptstadt, und in dieser Kirche nichts thun — schweigen sollen?

Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich alles anwandte, um absichtlich Schmähungen zu vermeiden. Wer thut, was ich that, darf zufrieden sein. Mit so vielen Widersprüchen ich anfangs zu kämpfen hatte — so brachte ich's durch Ausdauern und verdoppelten Fleiße doch dahin, daß man mich gerne hörte — als ich krank ward, allgemein wünschte, ich möchte bald wieder genesen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern weil ich glaube, daß auch diese Erscheinung der guten Sache nützen werde.

In Hinsicht der Sprache muß ich um Nachsicht bitten; denn ich fand beim Durchlesen manche unrichtige Ausdrücke. Man

wird sie mir auch leicht gewähren, wenn man meine Erziehung kennt. Gebohren in einem Orte, wo keine Schule war; erzogen in einem Kloster; selbst zwei Jahre Novitz; dann in einem Seminar, wo nichts zusammen gieng — hatte ich genug zu thun, um die dicken Wolken des Aberglaubens und der Vorurtheile durchzubrechen, daß mir keine Zeit übrig blieb, die ich auf die schönen Wissenschaften hätte verwenden können.

Ich verlange eben kein Lob von dieser meiner Arbeit, obgleich ich nicht gleichgiltig dagegen sein werde; doch wünschte ich, daß man mich mit ungerechtem Tadel, vorzüglich mit Verketzerungen verschonen möchte. Wer mich nicht fassen kann, oder nicht fassen will, der lege das Buch weg, und lasse es einem andern über, der Nutzen daraus zieht. Wenn ich damit nichts anders ausrichte, als daß ich manchen von seiner Gedankenlosigkeit aufwecke, so ist mir das Gewinn genug. Irre werden mag er

wohl

wohl auf einige Zeit; er soll aber nur nachdenken, so wird er zur Ueberzeugung kommen, wie ich zur Ueberzeugung kam.

Meinen Mitbrüdern habe ich nur dieß einzige zu sagen, daß diese Predigten keine Muster sind, nach denen sie sich zu richten haben; denn sie stehen nicht auf dem Platze, auf dem ich stehe. Der Prediger muß wohl seine Religion vom Grunde aus, und nach ihrer ganzen Reinheit kennen, aber er muß zugleich wissen, wie viel er seinen Zuhörern sagen darf.

Der Verfasser.

In=

Inhalt.

I.

Ueber die Aufklärung.
Am neuen Jahrstage 1802, über Johann VIII. 12. Seite 1.

II.

Von dem Ehestande.
Am zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung 1802, über Johann II. 2. . . . 31.

III.

Das Christenthum.
Am zweiten Sonntage in der Fasten 1802, über Matth. XVII. 5. 61.

IV.

Von der Verehrung der Heiligen.
Am Feste des heiligen Joseph 1802, über Matth. I. 19. . . . . 79.

V.

Inhalt.

V.

Ueber die Vorurtheile.
Am 4. Sonntage nach Ostern 1802, über Johann XVI. 12. . . . . Seite 109

VI.

Die Tugend.
Am Himmelfahrtstage 1802, über Mark. XVI. 19. 127

VII.

Ueber die Verblendung.
Am Sonntage nach dem Feste der Himmelfahrt 1802, über Johann XVI. 2. 157

VIII.

Der Sieg der Wahrheit.
Am Pfingstfeste 1802, über Johann XVI. 26. 181

IX.

Die ganze Welt Gottes Tempel.
Am 4. Sonntage nach Pfingsten 1802, über Luk. V. 3. 203

X.

Ueber die gemeine Rede: Man soll alles beim Alten lassen.
Am Feste Johann des Täufers 1802, über Luk. I. 69. 221

XI.

XI.

Von dem Segnen und Weihen.
Am 6. Sonntage nach Pfingsten 1803, über Mark.
VIII. 7. . . . . Seite 247

XII.

Was das Christenthum sein sollte, und was es geworden ist.
Am 7. Sonntage nach Pfingsten 1803, über Matth.
VII. 15. 269

I.

Ueber die Aufklärung.

Ueber Johann VIII. 12.

Am neuen Jahrstage 1802.

Staatsbibliothek München

Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in Finsterniß wandeln; sondern das Licht des Lebens haben.

Joh. VIII. 12.

Jesus nimmt gerne seine Bilder und Gleichnisse von der umliegenden Natur her. So erzählt er einmal den Jüngern das Gleichniß vom Säemanne und Saamen; so trägt er ihnen die Parabel vom Weinberge vor — und wenn er sich heute mit der Sonne vergleicht, wer sieht nicht, daß ihm wieder die schöne Natur den Stoff dazu leihen muß? Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben.

So treffend ist nicht leicht ein Bild, als dieses. Wahrlich! was die Sonne für die Welt ist, ist Jesus Lehre für Kopf und Herz — die Sonne erleuchtet und erwärmt — so auch sie.

Hat nicht erst Jesus Licht auf die Welt gebracht? verdanken wir nicht ihm vorzüglich die reinern Kenntnisse, die wir haben? und wenn wir mehr Kraft in uns fühlen, das Gute zu üben — wahrlich so haben wir es seiner Lehre zuzuschreiben; indem sie uns mehrere Beweggründe dazu bekannt gemacht hat, als uns die sich selbst überlaßne Vernunft giebt. — *) Das Christenthum hat uns erst wahrhaft gebessert, und auch aufgeklärt.

Das Wort, Aufklärung, hat das Unglück gehabt, in übeln Ruf zu kommen, m. Fr.; ist vielen verhaßt und verdächtig geworden. Kaum soll es ein christlicher Redner wagen, es in den Mund zu nehmen, wenn er nicht bei manchem Zuhörer seinen Kredit aufs Spiel setzen will. Darum will ich aber doch heute über Aufklärung predigen.

*) Man lese hierüber Reiters Rede — die wahre Aufklärung durch Jesus — (sie steht in den neuen Beiträgen zur Homiletik von Joseph Brunner). Nachdem er sehr treu die Unwissenheit und das Verderbniß geschildert hatte, das vor der Ankunft Jesu herrschte; beschreibt er ungemein schön die wohlthätige Aufklärung durch ihn.

gen. Sie sollen sie kennen lernen, und — sehen, wie nothwendig sie für uns sei.

Was heißt aufklären; worüber soll man aufklären; wie nothwendig ist es, und wie soll man aufklären?

Sie sehen da, was ich ihnen zu sagen habe.

Ohne Zweifel hat schon der Gegenstand für sie Interesse genug, daß ich nicht erst lange um Aufmerksamkeit bitten darf. Wir wollen also nur Gott um seinen Beistand anrufen.

Was heißt aufklären? was will man mit diesem Worte andeuten? Aufklären heißt nichts anders, als etwas, das bisher dunkel war, klar machen; den Schleyer, der darüber hieng, wegziehen; und was man vorhin gar nicht, oder nur undeutlich sah, hell und deutlich sehen lassen. — Und da der Mensch nicht immer einen Führer, Lehrer und Vater an der Seite, nicht immer einen haben wird, der ihm vorsagt, was er über diesen, und jenen Gegenstand zu denken habe, so heißt aufklären weiter, ihn dazu ermuntern, daß er selbst nachdenken wolle, ihn darinn üben, damit er es

könne,

könne, und ihm überall über die nöthigst und nützlichsten Gegenstände so viele deutliche Grundbegriffe und Grundwahrheiten darbieten, daß er an diese, als einen Leitfaden sich zuversichtlich bei eigenem Nachdenken halten, und nicht auf Irrwege gerathen möge. *) Das heißt aufklären. Soll das nicht schon mancher, der über Aufklärung bisher gelästert hat, gefälliger von ihr denken? Wem das Wort Aufklärung nicht gefällt, der setze dafür — Belehrung, helle, deutliche Anleitung, und er wird das nämliche ausdrücken — und wird er wohl dem feind sein können?

Nein, meine Brüder! aufklären heißt nicht, den Kopf nur etwa mit vielen und oft entbehrlichen Dingen anfüllen, und die, da man sie nicht versteht, und nicht brauchen kann, manchmal zu den seltsamsten Auftritten Anlaß geben. Aufklären heißt nicht, die Menschen zügellos und unverschämt machen, daß sie über alles spotten und sich hinwegsetzen, was sich mit ihrer befangenen Vernunft nicht gleich verträgt. Aufklären heißt nicht, jede Ordnung umkehren, und aus

*) S. Mutschelles phhilosophische Gedanken und Abhandlungen I. B. S. 8.

aus Neuerungssucht überall niederreissen, ohne etwas besseres an dessen Stelle setzen zu können — oder Sittenlosigkeit befördern; es heißt vielmehr die Menschen erst religiös machen, indem man sie die Wahrheit selbst einsehen lehret — und daß sie nicht blos glauben, weil sie es immer so gehört; sondern weil sie sich selbst davon überzeugt haben.*) Die Menschen wahrhaft aufklären heißt — sie sich selbst kennen lehren — sie von den Pflichten unterrichten, die sie hier zu beobachten haben, und von den Erwartungen, die ihnen die Ewigkeit aufbehält — sie lehren, was sie hier zu thun haben, und was sie dafür dort hoffen dürfen. Denn das ist das Einzige, das uns alle ohne Ausnahme angeht; das ist unter allen, was uns interessiren kann, das Wichtigste — alles übrige hat nur in Hinsicht auf dieses einen Werth; muß nur auf dieses be-

*) Es muß der Glaube auch des gemeinsten Mannes vernünftig sein, und auf Einsicht beruhen; er hat sonst keinen Einfluß auf sein tägliches Leben, und er wird nie fest sein — daß er es aber sein könne, beweißt der Befehl des Apostels: seid stets bereit, jeden von eurer Hoffnung Rechenschaft zu geben. 1. Pet. 3, 15.

zogen, und als Mithilfe dazu angesehen werden — und nur dieses also immer deutlicher, klärer, besser kennen lehren, ist, wahre allein wohlthätige Aufklärung. *)

Es

*) Es giebt eine Aufklärung, sagt Mutschelle, (philosophische Gedanken I. B. S. 25.) die keines Mißbrauches fähig — und also ganz sicher die wahre ist. — Die Aufklärung über unsre Pflichten in diesem, und unsre Erwartungen in einem künftigen Leben; über das, was wir hier thun sollen, und was wir dann von Gott zu hoffen haben; die Aufklärung über Tugend und Religion. Diese muß obenan stehen, und über jede andere herrschen, dann kann und wird uns jede andere erst recht vortheilhaft werden. Diese Aufklärung ist keines Mißbrauches fähig, man kann nach ihr nicht anders, als gut handeln, und wenn man nach ihr jede andere Kenntniß und Aufklärung ordnet, so kann man auch diese nicht anders, als gut gebrauchen. Vor allen seine Pflichten kennen lernen, damit man sie thue, dieß zeigt uns, wie man alles übrige Erkannte, nie gegen seine Pflicht gebrauchen solle.

Es sind damit aber nun auch die Gegenstände benennt, worüber man vorzüglich aufklären müsse.

Vor allem muß man uns über uns selbst aufklären; dann über unser höchstes Gut, über das, was wir hier thun müssen, und jenseits zu hoffen haben, über unsern Beruf;

überhaupt über alles, was uns zu brauchbaren Menschen bilden kann.

Vor allem müssen wir mit uns selbst bekannt werden, m. Br. — wahre Aufklärung muß uns zuerst uns selbst kennen lehren; sie muß uns von unsern seltenen Talenten und Anlagen unterrichten; uns unsre Würde fühlen lehren, und zeigen, daß wir selbstständige Wesen, Selbstzwecke sind. Wenn wir uns durch die Aufklärung nicht vor allen haben selbst achten gelernt; so ist alle unsre Aufklärung nichts. *)

Wah=

*) „So unedel und verächtlich jener Stolz ist, der den eigenen Vorzügen, sie seien nun ererbt, erworben, oder Geschenke der Natur, einen zu hohen Werth beilegt, und andere geringschätzt: so edel und nöthig ist dem Menschen die Achtung seiner selbst, das Gefühl seiner Menschenwürde,

Wahre Aufklårung muß uns vor allen uns selbst kennen lehren.

Aber sie muß uns zweytens mit unserm höchsten Gute bekannt machen — was wir hier thun müssen, und dann dort hoffen dürfen. *) Darinn besteht wahre Aufklårung, sagte

würde, seiner Selbstständigkeit oder Persönlichkeit. Dieß ihm zu geben, sei das Hauptgeschäft der Aufklårung! Ein Mensch der sich selbst nicht achtet, und nach seiner eigenen Schåtzung keinen Werth hat, wie kann er Ansprüche auf die Achtung anderer machen? er wird zu jeder Niederträchtigkeit fähig sein." Freiherr v. Hendrich über die allerwichtigste Angelegenheit Deutschlands II. Th. S. 225.

*) Welches ist unser höchstes Gut, unser oberstes, letztes Ziel? — Tugend und ihr angemessene Glückseligkeit. — „Wenn man fragt, welches das letzte und höchste Ziel des Menschen sei; so will man nicht wissen, was er sich hier sehr oft für eines setze. — Dieß ist nicht selten Glückseligkeit, ohne, oder über die Tugend und sittliche Rechtschaffenheit, — sondern, was er sich für eines setzen solle; und dieß ist kein anders, als Tugend und ihr angemessene Glückseligkeit.„ Mutschelle Moraltheologie S. 135.

te ich eben, daß wir unsre Pflichten für diese Welt kennen lernen, und unsre Erwartungen für die künftige; daß wir wissen, was wir hier zu thun haben, und was wir dann dort von Gott hoffen dürfen; nur die Aufklärung über Tugend und Religion, ist die wahre, die würdigste, und beste. Es muß uns also zweytens wahre Aufklärung damit bekannt machen.

Will man wahre, allein gemeinnützige Aufklärung verbreiten, so muß man die Menschen ihren Gott recht kennen lehren, ihre Verhältnisse, die sie gegen ihn haben, und wie sie seines Wohlgefallens und seiner Liebe würdig werden können. Will man wahrhaft aufklären, so muß man ihnen oft sagen: „euer Gott ist zugleich euer Vater; er fodert nicht Sklavendienst, sondern Gehorsam aus Liebe von euch — seine Gebothe halten; thun, was er haben will, heißt ihn wahrhaft ehren." Will man wahrhaft aufklären; so muß man ihnen oft sagen: „daß wir durch alles, was wir thun, nicht ihm einen Dienst erweisen, sondern nur uns selbst, daß wir darum aber durch alles immer edler und besser werden müssen;" will man wahrhaft aufklären; so muß man ihnen sagen: „Die Religion sei kein Geschäft des Gedächtnisses oder des

Mun=

Mundes, sondern des Herzens — und wer also Religion haben wolle, müsse auch ein guter Mensch sein. — Die Tugend werde nicht durch Segnungen und Zauberformeln in uns hineingebracht, sondern wir müssen durch rastloses Streben mit Gottes Gnade selbst zu ihr aufsteigen; *) und der reine gottgefällige Gottesdienst sei: die Wittwen und Waisen in ihrer Noth unterstützen, und sich unbefleckt von dieser Welt erhalten." Das muß man, wenn man wahrhaft aufklären will.

Aber wahre Aufklärung muß uns auch unsern Beruf kennen lehren — unsre Pflichten, die wir nach unsrer so vielfältigen Beziehung

*) Tugend ist nichts fremdartiges — kann uns nicht gegeben werden, muß ganz von uns selbst erworben sein. Denn Tugend ist die herrschende gute Gesinnung in uns, sie ist der freie feste Vorsatz überall zu thun, was recht ist — der Vorsatz muß aber nun von uns selbst gefaßt werden — und alles Aeusserliche kann nur als Mittel dazu angesehen werden. Selbst das Abendmahl ist nur Mittel zur Tugend, das dann erst für uns einen Nutzen hat, wenn es fromme Gesinnungen in uns erweckt, und den guten rechtschaffenen Willen stärkt.

hung zu beobachten haben; sie muß uns zu brauchbaren Menschen machen. Es ist ausgemacht, daß nur die redliche Erfüllung unsers Berufes uns zu wahrhaft Edeln machen kann, und daß wir immer verächtliche Geschöpfe bleiben, wenn wir unsre Standespflichten nicht erfüllen; nur unsre Brauchbarkeit giebt uns einen entscheidenden Werth; nur in so ferne haben wir Anspruch auf die Fürsorge des Vaterlandes, als wir taugliche Bürger sind — davon muß aber nun jeder von uns recht überzeugt werden; und das muß auch noch Aufklärung bewirken. Ja wahrlich, der Staat wird uns nur dann für unsre bessern Einsichten Dank wissen, wenn damit Arbeitseligkeit, und Berufstreue gewinnt, weil nur das ihm nützt. Wenn wir noch so viele reinere Ansichten gewinnen, wenn wir noch so gelehrt werden, — lernen wir nicht vor allen unsern Beruf kennen und ausüben, so ist nichts gethan.

Freilich, wenn wir auch dafür gesorgt haben, so mögen wir auch noch andere Kenntnisse zu erlangen suchen, die uns nützlich sein können; die entweder unser Leben versüssen, oder unsern Wohnplatz verschönern. Wer kann die Wissenschaften tadeln, die so vieles beitragen,

uns

uns des Lebens froh zu machen? es ist ja so selig immer mehr lernen, das Gebieth seines Wissens wohlthätig erweitern, und der Wahrheit, sie mag sich befinden, wo sie will, immer näher kommen! Wer sollte es also tadeln können, wenn wir uns auch noch andre Kenntnisse zu verschaffen suchen? Lassen sie uns nur das nicht zur Hauptsache machen, dann mögen wir immer mehr lernen, was (in was immer für einer Hinsicht) uns veredeln und beglücken kann.

Ob jetzt aber nun diese Aufklärung für uns nicht höchst wichtig und nothwendig sei? m. Br.!

Es ist uns alles daran gelegen, daß wir uns selbst kennen! von dieser Kenntniß nur allein hängt es ab, ob wir edle oder verworfene Geschöpfe werden. Wenn der Mensch sich selbst kennt, wird er sich nach und nach entweder zu einem Engel erheben; oder ohne dieser Kenntniß sinkt er — zu einem Teufel herab. Wenn der Mensch sich selbst kennt, wird er nie der Sklave anderer werden; er würde es für zu entehrend für sich halten, um was immer für einen Preis sich auch zur allerglänzendsten Knechtschaft an andere zu verkaufen. Wenn

der

der Mensch sich selbst kennt, wird er nie durch Wohllust und Ausschweifung sich selbst entehren; er wird es fühlen, daß nur Tugend, und Tugend allein aus ihm alles das machen könne, was er vermög seiner Bestimmung und seiner Anlagen werden soll. Wenn der Mensch sich selbst kennt, so wird er nie niederträchtig kriechen, wird nie um äussere Ehre betteln, weil er die größte in sich selbst hat; er wird nie um die Gunst eines Großen zu erlangen, seinen Lastern schmeicheln — er wird jede Niederträchtigkeit verabscheuen, weil er damit seinen Adel entehrte. Wenn der Mensch sich selbst kennt, wird nur das der Adel sein, den er wünscht, und sich zu verschaffen sucht — überall seine Pflicht thun, ein recht brauchbares Glied des Staates werden, und ein rechtschaffner Mensch sein — und allen Adel, der oft selbst von unedeln *) Ahnen ererbt

---

*) Ich scheue mich nicht dieses Beiwort zu gebrauchen. „Wie viele von den ältesten Familien sagt Hendrich (im oben angeführten Buche II. Th. S. 223.) haben die Vermuthung für sich, daß wahre Verdienste um die Menschheit oder ihrer Mitbürger, daß Tugend und Sittlichkeit, ihre Voraltern adelten? Seiner Unsittlichkeit, sei-

cerbt wird, der ein Phantom ist, da Tugend und Verdienst nicht auf den Sohn fortstammt, *) und das Blut aller Sterblichen gleich ist;

seinen Räubereien, seinem Bunde mit ungerechten Eroberern, welche unschuldige Völker in Sklavenketten warfen, und die Menschheit herabwürdigten, verdanken größtentheils die Stammväter der ältesten Geschlechter die Macht, zu der sie stiegen, und den Adel, den sie auf ihre bessern Nachkommen forterbten.

In dem XIII. und XIV. Jahrhunderte durfte man Tugend und Sittlichkeit nur bei dem Bürger zu finden hoffen; und noch im XV. klagte Peter von Andlo, daß man Menschen, die weder Weisheit, noch Tugend, noch Wissenschaft ziere, und die vom Raube und von Lastern lebten, doch für vollkommne Edelleute halte, wenn nur ihr Geschlecht alt sei." — Es wird sich darüber wohl kein wahrhaft Edler aufhalten; der sucht seinen Adel nicht in seinen Ahnen — sondern in seinen persönlichen Verdiensten.

*) Es wird das Niemand bezweifeln. „Talente und Verdienste erben nicht von dem Vater auf den Sohn (der eben angeführte Freiherr von Hendrich I. B. S. 276 und II. B. S. 219) und die Behauptung, die zuweilen von den Vertheidigern der Adelsvorzüge aufgestellt wird; als ob gewisse Tugenden, Ehrgefühl — (man lese von dem sogenannten Point d'honneur im näm-

ist; wird er für nichts achten. Das wird der Mensch, der sich selbst kennt — und diese Kenntniß soll nicht höchst nothwendig für uns sein; und mithin auch die Aufklärung, die sie uns verschafft?

Aber Aufklärung lehrt uns nicht bloß uns selbst kennen; sie macht uns

Zweitens mit unserm Berufe bekannt; durch sie werden wir erst brauchbare Menschen. Darauf kommt es an, ob wir edle Menschen, oder Taugenichts sind, wenn wir unsern Beruf ken-

nämlichen II. Buche S. 231. in der Note —) Uneigennützigkeit und Treue bei dem Edelmanne sicherer als bei dem Unadelichen gefunden würden, ist beleidigend für den Bürgerstand; und wenn man diese höhere Sittlichkeit für angebohren halten wollte, würde man die Menschheit entehren, und die Vorsehung schmähen. — Noch hat die Vorsehung nicht die Geburtsvorzüge durch höhere Gaben und Tugenden, die sie den höhern Ständen gab, sankzionirt; und giebt es Stämme, in denen der Adel der Seele erblich ist; so arten sie nicht selten aus; dieß lehrt die Erfahrung."

kennen, und erfüllen, oder wenn wir ihn nicht kennen, und vernachläßigen. Wer in seinem Stande nicht thätig mitwirkt zum Wohle des Ganzen; der hat keine Ehre und kein Verdienst, wenn er ein Fürst ist — einen nützlichen Beruf haben, ihn kennen und erfüllen, das giebt uns nur allein einen Werth, dafür allein dankt uns das Vaterland, und ohne dem sind wir Nichtswürdige, wir mögen sein, wer wir wollen. Aufklärung! die du uns nun mit unserm Berufe bekannt machst, die du uns immer mehrere Kenntnisse verschaffest, zum Wohle des Ganzen thätig mitzuwirken, die du uns nur allein das nöthige Licht giebst, unsern Beruf recht erfüllen zu können — wer sollte dich lästern? wer sollte dich nicht als höchst nothwendig ansehen? Nein, du bist es nicht, die du das Glück der Staaten untergräbst, und die Ruhe der Völker störst, wie man dir so oft vorwarf; du bist es vielmehr, die du ihr Glück begründest. *) Nur wenn jedes Staats-

glied

*) Kann Aufklärung Revolutionen bewirken? es liegt da meistens ein Mißverständniß zum Grunde, daß sich dadurch leicht heben läßt, wenn man zwischen einem solchen Staate, in dem die Regierung dem Zwecke der gesell-

schaft-

glied seinen Beruf kennt, und erfüllt; nur dann ist ein Land glücklich — und darauf arbeitest du hin!

schaftlichen Verbindung, oder des Unterwerfungsvertrages, wissendlich entgegen handelt — und zwischen einem andern unterscheidet, in dem die Verfassung dem Zwecke des Staates entweder wirklich entspricht, oder die Regierung es wenigstens redlich mit ihren Unterthanen meint. In diesem letztern wird zwar der Aufgeklärte die Bürden fühlen, aber auch ihre Nothwendigkeit. Er wird Verbesserungen wünschen; aber er weis auch, wie gefährlich es für den Staat, und das Wohl aller Bürger sei, sie erzwingen zu wollen. Er wird also lieber den Druck, so lang er erträglich ist, tragen, als der Fahne des Aufruhrs folgen.

In jenem Staate hingegen, wo der Herrscher sich als Zweck, das Volk als Mittel betrachtet, und seinen Thron auf die Trümmer der häuslichen Glückseligkeit seiner Unterthanen baut, kann allerdings Aufklärung eine Revolution beschleunigen; obgleich auf der andern Seite der Unaufgeklärte, wenn er einmal den Druck und die Möglichkeit ihn abzuschütteln ahndet, weit schwärmerischer an dem Umsturze der alten Verfassung arbeiten wird, von dem er sich den Himmel

Aber du lehrst uns vorzüglich unsre *Religion* kennen; du machst uns mit un-

sern

---

mel auf Erde verspricht, als der Mann, der menschliche Dinge richtig beurtheilt, und weiß, daß hienieden nichts ohne Mängel sei.

Schon Friedrich II. der von seinen Unterthanen zwar nicht blinden, aber doch gewiß strengen Gehorsam verlangte, hat in einer eigenen Abhandlung: *Ueber den Nutzen der Künste und Wissenschaften in einem Staate*; das Thörichte der Meinung gezeigt, daß ein unwissendes und dummes Volk leichter zu beherrschen sei, als ein aufgeklärtes. „Die Erfahrung beweise, sagt er, daß jenes immer hartnäckiger und eigensinniger sei.“ Dieß ist um so richtiger, da es immer unmöglicher wird die *gebenedeite Dummheit des zehnten* und *eilften Jahrhunderts*, wie er es anderswo nennt, wieder zu erwecken. Was muß man also von dem *Minister* denken, der einem, der ihn fragte: warum man die herrlichen *Schul-* und *Unterrichtsanstalten*, die man unter der vorigen Regierung durchs ganze Land befördert hatte, wieder eingehen ließ — antwortete: „es ist gut, wenn sie eingehen. *Je weniger die Leute wissen, um so sicherer werden sie gehorchen.* Wo man viel raisonnirt, gehorcht man wenig. Ein *Blinder* läßt sich füh-

ren

sern Verhältnissen bekannt, in denen wir mit Gott stehen — und könnte darum etwas nothwendiger für uns sein, als du? Religion ist das wichtigste für die Menschen; sie recht kennen, und ihre Vorschriften recht befolgen, belohnt uns nicht blos hier schon mit den seligsten Freuden, sondern es verschafft uns auch in die Ewigkeit die tröstlichste Aussicht. — *) Sie lehrest du uns nun kennen, Aufklärung! — du entfernst die Aberglauben, die vorhin so mächtig geherrscht hatten, durch dich werden wir wieder wahre Christen, da wir sie bisher nicht mehr waren; könnte darum etwas wichtiger für uns sein, als du! du rufst uns zu; daß nicht durch Gebräu-

---

ren wohin man will, selbst mitten unter die Bajonette und Kanonen. Ein Sehender will erst dem Bericht seiner Augen abwarten?"

*) Sie — die Religion — macht dir erst des Lebens Anmuth schön,
Sie wird im widrigen Geschicke
Dich über dein Geschick erhöh'n.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehen
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehen,
Und in die Welt der Herrlichkeiten
Den Geist, der sie geliebt, begleiten.

bräuche und Ceremonien Gott geehrt werde, sondern nur durch Tugend — du rufst uns zu: „Menschen, wenn ihr Gott ehren wollet; so muß es durch einen guten Wandel geschehen; wer immer Opfer bringt, immer bethet, immer alle äusserlichen Vorschriften befolgt, und in dem Herzen das Gute nicht liebt, dessen Gottesdienst ist eitel Nichts." Du sagst uns, Aufklärung! daß dem Menschen nichts einen Werth gebe, und ihn nichts den Himmel hoffen lasse, als nur allein ein sittlich guter Wille.

Wer sieht nicht ein, wie nothwendig für uns so eine Aufklärung sei! wer wagt es noch, sie zu lästern! wer getraut sich, zu sagen, sie sei eine Geisel der Menschheit, und mache sie unglücklich? sie allein kann uns hier schon wahrhaft beglücken, und läßt uns auch jenseits Seligkeit hoffen.

Ich glaube nicht, daß ichs ihnen noch mehr erweisen müsse.

Lassen sie mich also noch mit ihnen reden, m. Fr. denen die Sache der Aufklärung anvertraut ist.

Mei-

Meine lieben Mitbrüder! die der Staat als Lehrer seiner gegenwärtigen, oder künftigen Bürger aufgestellt hat; von deren redlichen Bemühen es vorzüglich abhängt, ob Aufklärung und mit ihr wahre Wohlfahrt gewinne — es sind Worte des Freundes, der sorgsamen Liebe, die ich ihnen zu sagen habe. Ich zweifle nicht, daß sie von der Pflicht überzeugt sind, ihre Zuhörer aufzuklären; ich glaube, daß sie sich auch wirklich alle Mühe geben, es zu thun. — — Aber wollen sie nicht bei ihren redlichsten Bemühen sich selbst hinderlich werden — wollen sie nicht anstatt aufzuklären, die Finsterniß vielleicht nur vermehren — so hören sie, was ich ihnen sage:

Gehen sie langsam; nur nach und nach werden sie zum Ziele kommen; tief eingewurzelte Vorurtheile lassen sich nicht auf einmal heben; es wird Zeit erfodert, und nur wer ihr abwarten kann, wird über sie siegen.

Willst du aufklären, m. Fr.! willst du reinere Begriffe andern beibringen; so lerne vor allen ihre bisherigen kennen; studire die Menschen, lerne erfahren, wie weit ihre Fassungskraft gehe, und richte genau darnach deinen

nen

nen Vortrag ein. Willst du alles auf einmal thun, und sagst du ihnen Dinge, die sich an ihre bisherigen Einsichten nicht anreihen, so verstehen sie dich nicht, und du bringst sie entweder gegen dich auf, und du verlierst allen fernern Einfluß auf sie; oder wenn sie dir Beifall geben, so verlierst du noch mehr; es bleibt in ihren Kenntnissen eine Lücke, und die bringt frühe oder spät nichts gutes hervor.

Gehen sie also vor allem langsam, *) wenn sie mit Nutzen aufklären wollen.

Zwei-

*) „Inzwischen dürfte diese Regel öfter eine Ausnahme zulassen, wo nämlich mit Kraft, mit psichologischer Kenntniß und Behandlung der Menschen ein Schritt gethan werden kann, der mit Einemmale weiter bringt, als ein jahrelanges Annähern. Nur soll der Freund des Bessern, wofern er sich und die gute Sache nicht einer neuen Gefahr aussetzen will, ohne genaue Selbstprüfung von Seite der Klugheit sowohl, als der Willensgüte einen solchen Schritt nicht unternehmen; besonders im größern Bezirke, wo die Summe der widerstehenden Kräfte seine Berechnung leicht täuschen, und seine Kräfte überwiegen könnte.“ Prof. Salat. Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren S. 450.

Ein

Zweitens, wollen sie mit Nutzen aufklären; so bemühen sie sich, ihren Zuhörern Liebe und Zutrauen abzugewinnen. Wenn sie die Liebe ihrer Zuhörer haben, und sie auch mit Liebe behandeln, so werden sie alles ausrichten können. Wie vieles werden sie ihnen sagen dürfen, das andern nicht erlaubt ist — sie werden doch verstanden, und selbst noch mit Beifalle aufgenommen werden!

*

Könn=

Ein solcher Zeitpunkt, wo diese Ausnahm von der Regel eintratt, und wo mit Einemmale viel geschehen mußte, war gewiß seit ein paar Jahren, wo die Regierung so rasch — wie es auch sein mußte — zu Werke gieng. Es war Pflicht für jeden Volkslehrer mit ihr gleichen Schritt zu halten — er mußte noch mehr thun, als die Regierung selbst; nicht blos die Schuldigkeit, der Obrigkeit zu gehorsamen, zeigen — sondern auch die Wohlthätigkeit der Verordnungen, und ihre Nothwendigkeit; was durch Zwang nie erreicht wird, mußte er durch Belehrung zu erreichen suchen. Wie vieles ist durch Männer geschehen, die stark genug waren, um Lästerungen zu ertragen, und die Geschicklichkeit genug besassen, um dem Volke das Zutrauen abzugewinnen!

Könnte ich's jedem, der aufklären will, in sein Innerstes schreiben, daß man ohne Zutrauen und Liebe nichts ausrichte, und wenn man die Deutlichkeit Jesu besäße, und wie ein Paulus spräche. Ist uns das Herz unserer Zuhörer verschlossen, so wird es auch ihr Verstand sein, und so lange bleiben, bis uns ihr Herz geöffnet wird — wie wir, wenn uns ihr Herz geöffnet ist, auch gebahnte Strasse zu ihrem Verstande haben.

Befleissen sie sich aber nun, um ihren Zuhörern Liebe und Zutrauen abzugewinnen, selbst immer mit Liebe und Zutrauen zu ihnen zu sprechen.

Durch nichts gewinnt man sich die Herzen eher, als durch Zutrauen und Liebe; wie man sich selbe durch nichts eher verschließt, als durch Mißtrauen und Härte. — Haben wir denn auch ein Recht dazu, mit unsern Mitmenschen hart zu sein? wenn sie unwissend sind, so verdient das nicht die Zuchtruthe; es verdient vielmehr Mitleid. Gegen Heuchler und erboßte Feinde der Wahrheit, weil sie mit ihrem Eigennutze streitet, mag man mit

Schär=

Schärfe verfahren, weil die keine Schonung verdienen — das will ich gedulden; aber Verwahrloste müssen mit Nachsicht behandelt werden — sie sind Unglückliche, die man bedauren muß.

Um mit Nutzen aufklären zu können, befleißen sie sich ferner in ihrem Unterrichte stets deutlich zu sein. Sie dürfen zwar nicht mit dem Pöbel Pöbel werden; sie verlieren sonst ihr Ansehen — aber sie müssen doch immer so reden, daß sie verstanden werden können. — Es müßte nur sein, daß man der Schwachen wegen bisweilen etwas unter die Hülle der Gleichnisse verbärge.

Befleissen sie sich, wenn sie mit Nutzen aufklären wollen, auch noch besonders das Herz ihrer Zuhörer zu bearbeiten. Da liegt meistens die Ursache, warum man die Wahrheit nicht hören will — man verschließt dem Lichte das Aug, weil es wehe thut; und man ist der Wahrheit feind, weil das Herz böse ist. Haben sich einmal die Menschen vor der Wahrheit nicht mehr zu fürchten: so werden sie selbe willig annehmen; und

ist

ist ihr Herz für die Tugend gestimmt, so wird es leicht sein, jedes Vorurtheil zu zerstreuen.

Das sind die Klugheitsregeln, die sie anwenden müssen, m. Br. — Wozu sie auch noch das nehmen müssen, daß sie sorgfältig den gehörigen Zeitpunkt beobachten, wenn sie etwas ihren Zuhörern vortragen dürfen; daß sie nicht durch entgegengesetzte Handlungen, das selbst wieder verderben, was sie bisher gut gemacht haben; — und daß sie vorzüglich durch wohleingerichtete Schulen zu wirken suchen. *)

Was

*) Ich bin fest überzeugt, daß gute Schulen das einzige Mittel sind, wohlthätige Aufklärung allgemein zu machen — und daß sich ein Fürst kein bleibenders Denkmal bei der Nachwelt errichten kann, als durch gute Erziehungsanstalten, die er befördert. Es müssen den Kindern vor allen gute Grundsätze beigebracht werden.

Heil dir, mein Vaterland! — man arbeitet rastlos an der Verbesserung deiner Schulen; dein Fürst scheint darauf vorzüglich seinen Ruhm bauen zu wollen! — Aber

so

Was habe ich weiter zu thun, als zu wünschen, daß die Sache der Aufklärung durch Gottes Beistand immer besser gelingen möge! Möchte

---

so laßt uns, Freunde! vor allen sorgen — daß die wichtigen Männer, die unsre künftigen Bürger erziehen sollen, so besoldet werden, daß sie nicht darben dürfen. Wir haben jetzt der Quellen genug, um es thun zu können; und es ist wahrlich unsre Pflicht, daß wir's auch thun. „Religion, Frömmigkeit, und mit ihnen Menschenglück, sinken durch die Kargheit, mit der man die Lehrer besoldet, und durch die Verachtung, die fast immer eine Folge der Armuth ist. Würde es nicht ein Raub sein, den Ertrag der Stiftungen zu willkührlichen, unnützen Ausgaben zu verwenden, indeß unsre Geistlichen (die sich mit dem Unterrichte abgeben) und Schullehrer, die auf diesen Fond so gerechte Ansprüche haben, Hunger leiden? Wenn der Reiche seinen Lehrer schlechter bezahlt sieht, als seinen Diener, so wird Geringschätzung, die allenthalben das Loos der Dürftigkeit ist, auch die Volkslehrer nicht verschonen.“ Genz Uebersetzungen Th. I. S. 149.

Man lese das schöne Werk von unserm Socher — Ueber die Verwendung einiger Klostergüter zu Bildungs- und Wohlthigkeitsanstalten S. 29.

te nur Wahrheit immer weiter verbreitet werden! möchte vorzüglich Tugend gewinnen! Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich nichts anders will, als durch alles, was ich rede und thu, beide zu befördern. Wenn nur Jesus siegt, so mag geschehen, was da wolle. Amen.

II.

II.

Von dem Ehestande.

Ueber Johann II. 2.

Am zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung 1802.

Jesus, und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen.

Johan. II. 2.

Es gehört unter die größten Verdienste, die sich Jesus um unser Geschlecht erworben hat, daß er uns eine sanfte, menschenfreundliche Tugend lehrte. Er war nicht, wie die finstern, scheinheiligen Pharisäer *), oder wie nachhin die men=

*) Die Pharisäer waren eine Sekte unter den Juden, die sich in ein besonderes Ansehen bei dem Volke zu setzen wußte. Zwar zeichnete sie sich wirklich anfangs durch ein sehr exemplarisches Leben aus; allein sie verfälschte bald ihre erste Tugend, verfiel auf die schädlichsten Gebräuche, und verwandelte ihre ganze Frömmigkeit in abscheuliche Heuchelei. Von dem Grundsatze ausgehend, daß im Gesetze nur eine äusserliche Zucht vorgeschrieben werde, bestimmten die Pharisäer die ganze Vollkommenheit des Menschen nach der Sorgfalt auf äusserliche Religionsceremonien, und übermäßige Strenghei=

 ten,

menschenscheuen Anachoreten, die die Gesellschaft flohen, und in einer übelverstandenen Ab=

---

ten, als eine freiwillige Zugabe zu den, in dem Gesetze vorgeschriebenen, Handlungen. Deßwegen hielten sie den Sabbath genauer, als es Moses verordnete; fasteten öfter und länger, als andere; hatten ihre angemessenen Gebethe zu gewißen Stunden des Tags, und verrichteten sie in den Synagogen oder auf den Ecken der Strassen, um von den Leuten gesehen zu werden; enthielten sich des Umgangs mit Sündern und gemeinen Leuten, um nicht durch ihre Anrührung verunreinigt zu werden; machten besondere Gelübde, entweder auf ihr ganzes Leben, oder nur auf einige Jahre. Manche schliefen auf schmalen Brettern, damit sie, wenn sie der Schlaf überfiel, auf den Boden sänken, und so zum Gebethe wieder aufgeweckt würden. Andere flochten Dornen in die Säume ihrer Kleider, damit sie beim Gehen oder Essen immer gestochen würden, und dadurch sich allzeit an den Gottesdienst erinnerten. Bei diesen Abtödtungen waren sie lieblose, boshafte, hochmüthigte Leute, deren Heiligkeit nicht viel mehr war, als Aberglauben. Daher die so vielfältigen Strafreden Jesu: Wehe euch, ihr Pharisäer! die ihr sorgfältig die Schüßeln von aussen reinigt, da inwendig der Raub einer Witt=

Abgeschiedenheit von der Welt eine melancholische Tugend übten *).

Er

Wittwe liegt — die Speise, die ihr euch von dem Gelde erkauft habt, das man euch für eure heuchlerischen Gebethe gab, u. s. f. Man lese hierüber deutsches Brevier. B. II. S. 121.

*) Was die Pharisäer bei den Juden waren, wurden gar bald unter den Christen, die Heuchelei ausgenommen, die Aszeten, Anachoreten und Mönche. „Es dauerte nicht lange, sagt Dannemayr (in seinem Leitfaden in die Kirchengeschichte B. I. S. 330.) so rieß unter den Christen die Meinung ein, als wären nicht alle zu einerlei Vollkommenheit berufen; daher fand man schon im zweiten Jahrhunderte viele, die sich durch ihre Kleidung, Lebensart, Worte und Handlungen von andern Christen unterschieden, und unter dem Namen der Aszeten eine besondere und strengere Lebensart führten. So enthielten sich schon dort mehrere vom Ehestande, damit sie, wie sie glaubten, wie Athenagoras in seiner Apologie bezeuget, genauer mit Gott vereiniget würden. Andere enthielten sich vom Weine, Fleisch und andern nahr- und schmackhaften Speisen, wie Klemens von Alex. bezeuget, und welche Tertulian die Enthaltsamen (continentes)

 nennt

Er lebt mitten unter den Menschen; er vermeidet selbst ihre frohern Zirkel und ihre schuldlosen

---

nennt (In seinem 2ten Buche de cultu foem. K. 11.)"

Aus diesen entsprangen nun die Eremiten oder Anachoreten; Leute, die eine Lebensart führten, von der wir jetzt zurückschaudern. „Sie lebten unter wilden Thieren, ja oft nach Art und Gewohnheit derselben, sie liefen oft wie Rasende ohne Kleidung in den Einöden herum, ernährten ihren hagern Leib mit Wurzeln und Kräutern, flohen den Anblick und die Ansprache ihrer Mitmenschen, verharrten an gewissen Orten unter freiem Himmel, ohne irgend eine Bewegung, viele Jahre, schlossen sich bis ans Ende ihres Lebens in ihre Hütten ein, und erwarteten mit geschlossenen Augen, ich weiß nicht was, für ein göttliches Licht." Dannemayr S. 331.)

Endlich entstanden aus ihnen die Mönche.

Die Veranlassung zu diesen Ausschweifungen, wovon in der heiligen Schrift weder ein Rath — noch ein Geboth angetroffen wird, war

1. das Beispiel der Heiden und Juden. Schon bei den Heiden war man auf diese übertriebene Strenge verfallen. Die Pythagoräer sind deßwegen bekannt; sie assen, und tranken wenig, sie kleideten sich schlecht, sie schlie-

losen Freuden nicht. Er war ganz der menschenfreundliche, wohlthätige Heilige, der überall seinen

schliefen nur eine kurze Zeit, sie härteten ihren Körper ab, und alles dieses thaten sie, um ihre Seele nicht zu verunreinigen, wie sie glaubten. Unter den Juden hatten die Essäer und Therapeuten diese Aszese auf einen hohen Grad gebracht.

2. Der so sehr zum Abenteuerlichen, und zur Schwärmerei geneigte Geist der Aegyptier.

3. Die übelverstandenen Stellen der Schrift: es giebt Verschnittene um des Himmelreichs willen (Matth. 19, 12.) — von den Jungfrauen habe ich kein Geboth; ich ertheile aber doch einen Rath (1. Kor. 7, 25.) man dehnte, was der Apostel wegen den Zeitumständen — der nahen Zerstörung Jerusalems — als gut und zuträglich anräth, als einen Rath auf alle Zeiten aus, wo ähnliche Umstände nicht mehr vorhanden waren. Vorzügliche Veranlassung dazu gab die Selle: wer immer Haus, Bruder, Schwester, Vater und Mutter, oder Weib und Kinder verläßt meines Namens wegen; der wird es hundertfältig wieder bekommen, und auch noch das ewige Leben haben (Matth. 19, 29.). Wo der Heiland nur von

den

nen Beruf erfüllt, mit seinen Brüdern umgeht, und ihnen hilft, wo es ihm möglich ist; und seine

---

den Predigern des Evangeliums redet, und von denen, die, wenn es nothwendig ist, um im Glauben standhaft zu bleiben, selbst Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Weib und Kinder verlassen: so deutete man es auf jene aus, die in die Einöde oder in das Kloster giengen.

Was dem Werth dieser Lebensarten anbetrifft; So sagt Dannemayr (B. I. S. 334.): „einem hellen, vorurtheilfreiem Kopfe wird es leicht sein, eine Lebensart zu beurtheilen, die dem Zwecke des Daseins, dem Zwecke der Religion, dem Lebenswandel Christi entgegen ist. Allerdings soll die christliche Religion eine beständige Uebung in der Tugend und Frömmigkeit sein; sie muß aber so beschaffen sein, daß man keinen Stand, keine Speise, keine Gabe Gottes als Hinderniß der Tugend ansehe; man soll in der Welt, und unter den Menschen leben; ohne vom Wege der Tugend und Glückseligkeit abzuweichen.“ Man lese hierüber den Brief an Diognetus, der dem heil. Justin zugeschrieben wird. „Die Christen, heißt es da, unterscheiden sich von den übrigen Menschen weder durch ein eigenes Land, noch durch Sprache, noch durch Sitte. Sie wohnen nicht in eigenen Städten, reden keine eigne,

seine alltäglichen Arbeiten, seine geringsten Verrichtungen, und auch seine großen, edeln Thaten durch ruhigen Hinblick zum Allvater, und durch kindliche, ehrfurchtsvolle Liebe zu ihm heiliget. Heute sehen wir, wie er sich selbst auf einer Hochzeit befindet.

Ihr

---

ne, von andern Sprachen unterschiedene, Sprache, führen keine besondere Lebensart. Sie wohnen theils in griechischen, theils in auswärtigen Städten, wie es kommt, und richten sich in Kleidung, Nahrung, und in allem, was bloß äussere Lebensweise betrifft nach den Gebräuchen der Einwohner. Nur ihre Denkart ist anders. Sie wohnen, jeder in seinem Vaterlande, aber als Fremdlinge. Sie haben alles miteinander gemein, wie Bürger, und lassen sich alles Unangenehme gefallen, wie Fremdlinge. Sie ehelichen sich, wie andere, und zeugen Kinder, aber die Kinder setzen sie nicht aus. Ihr Tisch ist gemein, aber heilig das Ehebette. Sie leben im Fleische, aber nicht nach dem Fleische. Sie leben auf Erde, aber ihre Staatsverfassung haben sie vom Himmel. Sie gehorchen den Landesgesetzen, aber ihr Lebenswandel übertrifft alle Gesetze. Sie sind mit einem Worte wie die Seele im Leibe, sie wohnt zwar im Körper, ist aber nicht von dem Körper.

Ihr, die ihr euch gleich zu verunreinigen wähnet, wenn ihr an den Ergötzungen der Menschen theilnehmet; die ihr die Welt für ein offenes Grab anseht, worin eure Tugend ersterben müßte, und euch also sorgfältig von ihr entfernet; lernet da an Jesus Beispiele die wahre Heiligkeit kennen, lernet, daß nicht die Welt es ist, die euch unglücklich macht, wenn ihr in selber verführt werdet; sondern eure schwache Tugend, die sich so leicht verführen läßt.

Was ist doch das für eine Tugend, die man einsperren muß? was ist das für eine Keuschheit, die man hinter Gitter verschließt, und wodurch kein Mensch erbaut wird, weil sie unbemerkt bleibt? in der Welt leben, und keusch sein, wo es Gefahren der Tausende giebt, das ist Tugend, das ist Verdienst. *)

Aber

*) „Die Frömmigkeit hat nichts schwaches, nichts trauriges, nichts gezwungenes an sich. Sie erweitert das Herz; sie ist einfach und liebreich; sie wird allen alles, um alle zu gewinnen. Das Reich Gottes besteht nicht in ängstlicher Beobachtung kleinlicher Formalitäten; sondern vielmehr in den Tugenden, die eines jeden Stande angemessen sind.“ Fenelon.

Aber Jesus wollte heute durch seine Gegenwart bei einem Hochzeitfeste noch mehr thun, als uns eine menschenfreundlichere Tugend lehren; er wollte da auch — dem Ehestande Achtung verschaffen; und wirklich — dieser Stand verdient auch alle Achtung; er ist der erste und wichtigste unter den Menschen, und ihn, ihn können sie nicht verachten, ohne sich unglücklich zu machen.

Wird aber nun heut zu Tage dieser Stand nicht so ziemlich gering geschätzt, m. Br.! diese Geringschätzung steigt sie nicht noch mit jedem Tage; wird gesetzlose Wollust nicht immer gemeiner, und sucht man sie nicht noch durch Gründe der Vernunft zu rechtfertigen? — wohin wird uns das noch führen! lassen sie mich heute darüber predigen. Lassen sie mich ihnen sagen, daß man wirklich anfange, den Ehestand zu verachten; lassen sie mich ihnen sagen, daß dadurch noch das Sittenverderbniß aufs höchste steigen müsse, und das es selbst dem Staate mit Auflösung seiner Bande drohe; lassen sie mich ihnen aber auch noch einige Mittel an die Hand geben, dieser Verachtung des Ehestandes abzuhelfen.

Gott,

Gott, der uns Jesus gesandt hat, um uns immer weiser und besser zu machen, gebe uns seinen Segen zu dieser Betrachtungsstunde.

Ich sage, man fange an, den Ehestand zu verachten. Es muß ihnen das auffallen, m. B.! sie werden es mir kaum glauben wollen; aber werden sie noch zweifeln daran, wenn ich mich ein wenig näher erkläre?

Lassen sie mich ihnen vor allen sagen, was ich — unter der Verachtung des Ehestandes verstehe; alles kommt darauf an, daß wir erst einander verstehen. Ich verstehe nun: es sei den Menschen heut zu Tage die Ehe nicht mehr so heilig, so unverletzbar, als sie es einst war; man achte eine Treulosigkeit, eine Verletzung des heiligsten Bundes nicht mehr so hoch, als sonst; es sei schon ziemlich gemein geworden, mit seiner Frau, oder mit seinem Manne nicht mehr zufrieden zu sein. — Ich verstehe: man habe angefangen, und das so ziemlich allgemein — denn Unkeusche und Wollüstlinge gab es zu allen Zeiten — nicht mehr mit Befriedigung seiner Triebe bis auf die Zeit zu warten, wo sie Vernunft und Religion geheiliget hat; sondern sie zu befriedigen zu suchen, wo man

nur immer Gelegenheit dazu findet. — Ich verstehe noch mehr, ja! ich verstehe vorzüglich: daß es Leute gebe, die den Ehestand für Thorheit ansehen, da man so seine Freuden weit seliger genießen kann; daß es wider alle Lebensweisheit sei, sich auf immer mit einer Person verbinden wollen, der man so bald satt werden kann; da Abwechslung die Würze des Vergnügens ist; daß das am klügsten thun heiße, gar nicht heurathen; nicht weil man entschlossen ist, enthaltsam zu leben; sondern weil man da thun kann, was man will, ohne immer eine eifersüchtige Gattinn um sich zu haben; oder wenn man doch heurathet, es nur blos des Wohlstandes wegen thun, um vor der Welt eine Frau zu haben, und dem Gerede der Leute desto leichter auszukommen, da man sich doch jede Ausschweifung erlauben kann, besonders wenn man mit seinem Weibe bis auf einen gewissen Punkt gekommen ist.

Das versteh' ich darunter, wenn ich sage, man fange an, den Ehestand zu verachten.

Ob aber nun das bei uns nicht bemerkt werde, ob man diese Verachtung nicht antreffe? ob sie nicht schon ziemlich hoch

ge=

gestiegen sei? ob sie nicht mit jedem Tage gemeiner werde? können sie mit unserm Zeitalter bekannt sein, ohne es zu fühlen — tief zu fühlen, daß diese Verachtung schon ziemlich gemein geworden sei? Wo sind noch die Personen, denen Unschuld über alles geht; die lieber der glänzendsten Aussicht für die Zukunft entsagen wollen, als ihre jungfräuliche Ehre hingeben? Ist Wollust nicht fast allgemein geworden, müssen wir nicht mit Erstaunen sehen, daß man der Keuschheit sogar noch spotte, und daß man sich dem Tadel aussetze, wenn man noch auf Zucht und Ehre hält? Wo sind noch die Eheleute, die lieber alles dulden wollten, als die versprochene Treue brechen? Es hat ihrer gegeben dieser Edeln, es giebt noch einige — aber wie selten sind sie geworden! Ja! man hat angefangen, m. B.! glauben sie mirs, den Ehestand sogar noch für Thorheit auszuschreien; und es wird nicht fehlen, es wird noch mehr geschehen; man hat angefangen, es nicht mehr im Stillen, sondern laut zu sagen: „das sei wahre Lebensweisheit, genießen, wo man kann;" man hat angefangen, über Leute zu spotten, die sich noch durch eheliche Treue und unbefleckte Sitten auszeichnen; man hat selbst durch Gründe der Vernunft darthun wollen: „es sei nicht verbothen, wenn man auch

schon

schon nicht verehelicht ist, die Rechte der Verehelichten sich anzumaaßen — Der Ehestand sei Eingriff in unsere natürlichen Rechte, nach welchen der Mensch frei ist, und nicht auf immer an eine Person gebunden werden kann." Freilich allgemein ist diese Denkart noch nicht; aber sie wird doch mit jedem Tage gemeiner, und sie ist selbst schon unter den niedrigern Klassen bekannt geworden.

Diese Denkart, diese Verachtung des Ehestandes wird nun das Sittenverderbniß aufs höchste bringen; sie droht uns sogar alle Bande nach und nach aufzulösen. Lassen sie es uns sehen:

Durch diese Verachtung des Ehestandes wird gesetzlose Wollust immer gemeiner werden, sie wird alle Stände ergreifen, und keine Schranken mehr haben — und die wird das Sittenverderbniß aufs höchste bringen, und den Staat selbst in Gefahr setzen.

Oder ist es nicht so, daß diese Verachtung des Ehestandes gesetzlose Wollust aufs höchste bringen müsse? Wenn man eheliche Treue ungescheut

scheut bricht; wenn es gemein wird, mit seiner Frau nicht mehr zufrieden zu sein; wenn man selbst nicht mehr heimlich thut, wenn man sich einer Treulosigkeit schuldig macht: sondern sich noch sogar darum rühmt; wenn man auch seine Gattinn noch anführt, ein gleiches zu thun: was muß da mehr zunehmen, als gesetzlose Wollust? Dieses Beispiel der Verheuratheten muß schrecklich auf die Unverehlichten wirken; und da diese noch mehr Recht zu haben glauben, ungebunden zu genießen, weil sie noch an keinen Gegenstand gebunden sind: so kann es unmöglich anders sein — allgemein muß noch gesetzlose Wollust werden.

Noch mehr! wenn man Wollust selbst durch Gründe der Vernunft zu rechtfertigen sucht; wenn man den Ehestand als Thorheit ausschreit; wenn man sich bemüht, es als unmöglich zu erweisen, mit einem Gegenstande immer zufrieden sein zu können, wenn man es laut sagt: „das sei wahre Lebensphilosophie, genießen, wo man kann: der Vernünftige müsse sich kein Joch auflegen, das oft unerträglich wird;" kann das Unschuld befördern? kann das Keuschheit emporbringen? muß nicht Wollust nach und nach allgemein werden?

den? Wenn man einmal so sehr den Ehestand verachten kann, daß man ihn als Thorheit ausschreit, von der sich der Vernünftigere hüten muß — als Eingriff in unsere natürlichen Rechte: so muß man schon der schändlichste Wüstling sein, und es kann nicht fehlen, man muß es mit jedem Tage mehr werden. *)

Ist aber nun gesetzlose Wollust einmal allgemein geworden, muß nicht das Sittenverderbniß aufs höchste steigen; und müssen sich nicht nach und nach alle Bande mit Gewalt lösen? urtheilen sie selbst darüber.

Wollust erstickt jedes edle Gefühl in uns, es macht aus dem geistigen Menschen ein vernunftloses

*) „Jemehr die Zahl der Hagestolzen, der freiwilligen Cölibataire, zunimmt, sagt Hr. Prof. Salat: desto stärker reißt die freie, umherschweifende Lust ein; desto öfter wird die Blume der jungfräulichen Unschuld geknickt, und das schöne, beglückende Band des ehelichen Lebens gelöst, gestört, und, zumal in Absicht der Folgen, auf eine fürchterliche Weise zerrissen.“ (In dem wichtigen Buche, Winke über das Verhältniß der intellektuellen, und der verfeinernden Kultur zur sittlichen. S. 127.)

loses Thier, das nur an der Erde hängt, und nicht mehr im Stande ist, sich zu etwas höhern emporzuschwingen. *) Wollust entnervt den Jüng=

*) Sie raubt uns sogar den Glauben an Tugend. „Eine besondere merkwürdige Folge, sagt Salat (näml. B. S. 126.): und welche tief in den Gang der höhern Kultur eingreift, ist diese, man verliert auf dem Wege des bloßen, wiewohl geschminkten und verfeinerten Genußes, den Glauben an alles Bessere, Reinere, den Glauben an die Tugend. Wer einmal die Linie der Keuschheit praktisch überschritten; wer auf diese Weise schon da und dort einen flüchtigen Genuß künstlich erlangt, und dabei Weltkenntniß gewonnen hat: der ist sehr geneigt, jedem Andern, dem er Talent und Bildung zutraut, mit sich auf eine Linie zu setzen. Denn Andern besser zu denken: dagegen streubt sich die Eitelkeit, und, um dem Vorwurfe des Gewissen auszuweichen, selbst der eigennützige Trieb. Unschuld ist nun diesem Weltkenner ein Märchen, oder ein Gegenstand des Spottes; und (er sagt es laut) der Enthaltsame ein Dummkopf oder ein Heuchler. Wie Jemand, der eine glückliche Erziehung genoß, sich in der Folge aus edlern Beweggründen enthalten könne, begreift der Weltling nicht. Da ferner die weibliche Tugend, aus einem schönen, innern Grunde, zuförderst in die Keuschheit, die Jungfräu=lichkeit,

Jüngling; zapft ihm seine Lebenskräfte ab, und ehe er noch ein Mann wird, liegt er entweder im Grabe, oder er schleicht als ein Gerippe unter uns herum — unfähig etwas Großes zu thun, selbst zu träge und verdrossen, einem ernsten Berufe sich zu unterziehen. Wollust macht eine ganze Nation weichlich und üppig. Sie macht den Mann zum Gecken, der sich wie ein Weib putzt und ziert, und der die Stunden, die er seinem Amte widmen soll, an der Seite von Buhldirnen vertändelt; das Weib wird durch sie noch weibischer, sie verliert jedes edlere Gefühl für Ordnung und Ehre; sie läßt das Hauswesen unbesorgt, und bekümmert sich nur für neue Nahrung ihrer Eitelkeit. Wollust macht, daß entweder unser Geschlecht nicht fortgepflanzt werde, oder daß wir nur Weichlinge und Taugenichts zu Bürgern bekommen. Wollust zerstört jedes häusliche Glück, und richtet die Familien zu Grunde; wie kann da noch Glück im Hause sein, wo nicht einmal mehr die versprochene Treue gehalten wird? Wollust macht,

lichkeit, und den reinern, ehelichen Sinn gesetzt wird; so fällt der Glaube an die Tugend in dem Grade, wie man die Keuschheit bezweifelt, und lächerlich macht."

macht, daß die Bedienstungen und Aemter nicht nach Verdiensten besetzt werden, sondern nach Empfehlungen von Weibern und Dirnen. Wollust ist das Grab der Vaterlandsliebe. Nur dann wagt man für das Vaterland alles, und hängt fest an ihm, wenn mit seinem Wohle auch das Glück einer geliebten Gattinn und theurer Kinder verbunden ist. *) Wollust führt von Ungerechtigkeit zur Ungerechtigkeit, von einer Unterdrückung zur andern; es wird zuletzt nicht anders möglich, die Aufwände zu bestreitten, als durch

*) Aber wie! sind darum die Geistlichen keine guten Bürger? das sei ferne! (ich rede vom Ganzen; es giebt in diesem Stande Taugenichts, wie in jedem andern) sie haben es gewiß seit mehrern Jahren gezeigt. Sie thaten fast mehr um allgemeine Lasten zu erleichtern, als andere; und — in ihrer Unterwürfigkeit gegen landesherrliche Verordnungen — in ihrem Bestreben, sie zur Ausführung zu bringen, übertraffen sie oft weit manchen Landbeamten. Demungeachtet, wer wird den obigen Satz im Allgemeinen bezweifeln? — nur wenige sind im Stande, aus reiner Liebe zum Vaterlande alles zu wagen; die meisten spornt eigenes Interesse, und — was liegt uns nun näher, als — Weib und Kind?

durch Erpressungen — und so! steigt nicht das Sittenverderbniß aufs höchste; müssen sich nicht alle Bande nach und nach mit Gewalt lösen? *) O, lesen sie die Geschichte der

*) „Nach dem lauten Zeugnisse der Geschichte und Erfahrung (Salat, Winke S. 120) giebt es nichts, was das Wohl der Menschheit so in seinem innersten Grunde angreift, zerstört und vernichtet; nichts was das moralische Verderben zugleich auf so vielen Seiten, und dadurch, mehr oder weniger mittelbar, den tiefsten Verfall einer Nation so stark herbeizieht, als das herrschende, raffinirte, bei den gebildetern Klassen eingerissene, und von diesen immer weiter verbreitete Streben nach Genuß, und besonders nach dem freien, spielenden Genuße des andern Geschlechtes. Ein Blick auf Paris, wie man es da in diesem Stücke besonders unter den sogenannten höhern Ständen trieb — wo eheliche Treue ein auffallendes Beispiel, und der Gegenstand eines fast allgemeinen Spottes ward — und, was jeder Freund unsers deutschen Vaterlandes bedauern muß, auch schon ein Blick auf manche unserer größern Städte, wo nämlich französische Sitten und Sprache mehr einwirkten, und selbst auch manche kleinere Residenz, kann das eben Gesagte hinlänglich beweisen."

Welt, sie wird es ihnen lehren; das höchste Maaß der Wollust und des Sittenverderbnisses war immer der Umsturz der Reiche. Wie Rom keine Schranken mehr kannte, so fiel es. Wie die Griechen aufhörten, enthaltsam zu sein, waren sie überwunden. Wie die Perser zu Weichlingen herabsanken, gieng ihr Staat zu Grunde. Wie die Wollust und das Sittenverderbniß in Frankreich aufs höchste gestiegen war, machte die Revolution ihrer ehemaligen Verfassung ein Ende — und so! wird es nicht auch uns noch ergehen?

Doch lassen sie uns jetzt die Mittel kennen lernen, womit wir der Verachtung des Ehestandes wieder abhelfen können.

Soll der Ehestand bei uns wieder Achtung erlangen: so habt zu allererst ihr daran zu arbeiten, ihr Verheuratheten! Haltet versprochene Treue gewissenhafter, und sucht zufriedner und besser miteinander zu leben; ihr habt dann viel, sehr viel gethan, um dem Ehestande wieder Achtung zu verschaffen. Wie kann die Ehe geachtet sein, wenn sie euch selbst nicht heilig ist? sie muß

mit

mit jedem Tage mehr an ihrer Würde verlieren, je mehrere Ausschweifungen von euch bekannt werden. Ihr! ihr Verehelichten! ihr seid es vorzüglich, die ihr den Ehestand verächtlich macht; eure Treulosigkeiten sind schuld daran. Darum sei euch nichts so theuer, als das heilig gegebene Wort einander zu halten.

Aber lebt zweitens friedlicher und besser miteinander. Das ist es wieder, was die Ehe verächtlich macht, weil ihr nur zu oft nicht so miteinander lebt, daß man eine vortheilhafte Meinung von dem Glücke des Ehestandes fassen kann. Muß man ihn nicht verachten, diesen Stand — ihn als eine Last ansehen, als eine Bürde, die man nicht auf sich nehmeu soll, wenn ihr euch gleichsam Mühe gebt, einander das Leben sauer zu machen; wenn man bei euch nichts von jener Zärtlichkeit, jener süssen Liebe gewahr wird, die bei der engsten Verbindung herrschen soll; wenn ihr eure Kinder verwahrloßt, und schlecht erzieht; und man also sieht, daß ihr statt Freude an ihnen zu erleben, unnennbaren Verdruß habt? Wie sollte man da Achtung für einen Stand fühlen, der so unseliges Elend gebiehrt! Ihr! ihr Verehelichten! müßt vor allem daran arbeiten, daß der

Ehe=

Ehestand wieder geachtet werde; und das muß dadurch geschehen, daß ihr gewissenhafter die versprochene Treue haltet, und friedlicher und besser mit einander lebet.

Soll der Ehestand wieder Achtung erlangen, so trift die Reihe nun euch, ihr Unverehelichten! Hütet euch vor jeder Wollustsünde, ehe es euch möglich wird, in den Ehestand zu tretten, und ihr werdet ihm Achtung verschaffen. Jemehr Wollust überhand nimmt, je weniger man Bedenken trägt, sich alles zu erlauben, ehe man noch in die Ehe getretten ist, desto mehr muß die Achtung gegen sie fallen. Könnt ihr denn noch ernstlich wünschen, euch zu verehelichen, wenn ihr euch jetzt schon alle Rechte des Ehestandes zugesteht? oder wenn ihr demungeachtet in die Ehe trettet, muß sie euch nicht gar bald zur Last werden, da ihr jetzt einander schon satt seid; da jetzt euch nicht Tugend miteinander verbindet, sondern Lasterhaftigkeit? — Je mehr man sich vor der Ehe alles erlaubt, um so mehr muß die Liebe zum Ehestande sinken, und mit ihr die Achtung für ihn. Wollust ist es ja, warum man es für Thorheit ansieht, zu heurathen; Wollust ist es, die uns den Ehestand scheuen macht: man will

die Absicht der Natur nicht; man sucht nur Befriedigung seiner Lüste, und verachtet also die Ehe, weil man so eben so leicht, und weit abwechselnder diese Befriedigung findet.

Allein, soll der Ehestand wieder geachtet werden, könnte ich dir zurufen, Staat! daß du gewissenhafter über Unschuld und Sittlichkeit wachtest! könnte ich dir zurufen, du möchtest strenge jede Verletzung ehelicher Treue ahnden, und selbst Ausschweifungen, die ausser der Ehe begangen werden, durch weise Gesetze zu beschränkeu suchen. Man kann Ordnung und Zucht aufrecht erhalten, ohne eben den Kindermord befördern zu müssen. — Wache über das Beispiel deiner höhern Klassen, und du wirst da alles gethan haben. — Von daher kommt das Verderbniß; von oben dringt es bis unten herab; und die Niedern thun, was sie die Höhern thun sehen. Wenn dein Adel verdorben ist, wenn deine erstern, vorzüglichern Diener Lasterhaftigkeit gewohnt haben; so wird es nicht fehlen, sie wird sich bis zum letzten deiner Bürger verbreiten. *)

Wir

*) „Weit entfernt, den Sittenrichter der Großen machen zu wollen, ist doch gewiß die Bemerkung nicht

Wir staunen so gerne die an, die über uns erhaben sind; wir trauen so oft dem, der ein schöneres Kleid trägt, als wir, und sich in einem glänzendern Glücke befindet, auch mehr Einsicht und Kenntniß zu; weil wir so gerne glauben möchten, nur höhere Tugend, müsse auch höheres Glück geben; sehen wir nun, daß die zügellos sind; so werden wirs auch, ehe wirs noch selbst recht wollen. Sind nicht die Laster der Höhern auch noch reitzender, weil sie glänzender sind? und wirken sie nicht weiter, eben weil sie höher stehen, und von mehreren bemerkt werden können?

Staat! du kannst, du mußt das Meiste thun, um dem Ehestande wieder Achtung zu verschaffen; und dir liegt auch am meisten daran. Mit Schnelligkeit werden sich deine Bande lösen, wenn gesetzlose Wollust noch mehr überhand nimmt; und du wirst bis zur niedrigsten Stuffe deines Verderbens herabsinken.

Auch

---

nicht am unrechten Orte, daß es vergeblich sei, den niedern Ständen Tugend zu empfehlen, wenn die höhern ihnen täglich mit bösen Beispielen vorgehen." Freiherr v. Hendrich Th. II. S. 175.

Auch uns liegt nur zuviel daran, m. Br.! daß der Ehestand wieder geachtet werde; hängt nicht auch unser Glück davon ab? wenn der Staat in Verfall geräth, werden wir dabei glücklich sein können? wird sein Verfall nicht auch den unsrigen nach sich ziehen?

Lassen sie uns darum einem Stande wieder Achtung zu verschaffen suchen, der der erste, wichtigste, und schönste unter den Menschen ist.

Ja der schönste Stand ist die Ehe. Was könnte schöners sein, als die erste Absicht der Natur zu erfüllen — unser Geschlecht auf Erden fortzupflanzen? Was könnte schöners sein, als dem Staate Bürger geben, und sie zu ihrem eigenen Glücke, und zum Wohl des Ganzen heranziehen? Was könnte schöners sein, als in seinen Kindern auch dann noch fortleben, wo man schon gestorben ist, und in späten Enkeln noch Einfluß auf das Wohl der Welt haben? Was könnte schöners sein, als Geschöpfen, denen man das Leben gegeben hat, durch gute Erziehung, durch würdigen Unterricht, und edle Beispiele auch noch den Himmel geben? Was könnte schöners sein, als mit dem engsten Ban-

de, das die Natur und Religion kennt, an eine Person angeschlossen zu sein, die euch liebt, die Glück und Unglück mit euch theilt, und mit der ihr nur ein Fleisch, wie die Schrift sagt, ausmacht. *) Wollüstling! Diese Seligkeit findest du

---

*) „Freilich, wenn wir ein wenig in die Welt hinaus sehen, und den Zustand mancher Familien untersuchen: so finden wir da und dort Auftritte, welche eben keinen geschickten Beweis von der Glückseligkeit des ehelichen Lebens abgeben. Allein die Schuld des Unheils liegt auf den Eheleuten, nicht auf dem Ehestande. Dieser Stand hat, wie jeder andere, seine Pflichten, die man beobachten muß, wenn man die Glückseligkeit desselben genießen will. Die Hauptpflicht des Mannes ist — Liebe; und die des Weibes Nachgiebigkeit. Mangel an Liebe, und Mangel an Nachgiebigkeit, macht unglückliche Ehen. Wo aber die Liebe in jede Gesinnung und Handlung des Mannes Einfluß hat; wo der sanfte Geist bescheidener Nachgiebigkeit das Betragen des Weibes durchaus leitet — da ist der Ehestand gewiß die Würze des irdischen Lebens, und ein Vorschmack des Himmels. Das Haus solcher Eheleute — wärs auch eine niedere, bemooste Hütte, es ist ein Tempel der Liebe und des Friedens. Und der Gott der Liebe und des Friedens wohnt gerne darin, und

du nie — dieses Glück genießt du nicht in deinen schändlichen Umarmungen; du mußt dich doch zuletzt vor dir selbst schämen; und wenn ein tugendhaftes Weib den Mann am Sterbebette

---

und sein Segen ruhet auf ihnen, und auf ihrer Familie ewiglich!"

„Aber ich kann meine Gattinn nicht lieben!" Nun so steckt der Fehler gewiß in der Wahl der Person. Eine Person, die keine von den liebenswürdigen Eigenschaften an sich hat, welche den Umgang angenehm machen, und den häuslichen Wohlstand gründen und erhöhen können, eine Person ohne Geist und Herz, ohne Sanftheit und Freundlichkeit, die weder Geschicklichkeit, noch Fleiß, noch Frugalität besitzt, die noch überdieß mit unserer ganzen Denkart kontrastirt — es läßt sich begreifen, daß man einer solcher Person satt und überdrüßig werden kann. Wenigst wird die Liebe zu ihr keine andere, als eine pflichtmäßige sein. Man hätte sie also auch nicht wählen sollen. Freilich werden die meisten von ihren Leidenschaften betrogen. Die Leidenschaft erhitzt die Einbildungskraft; und diese legt dem Gegenstande Vorzüge bei, die er nicht hat. Man greift zu; glaubt mit einer Rachel zu Bette zu gehen: des Morgens aber, wenn der Taumel vorüber ist, und der Gegenstand in seiner wahren Gestalt erscheinet — sieh, da ist es Lea!" Dietls Homilien. S. 45.

bette mir verläßt, um jenseits mit ihm auf immer vereinigt zu werden: so fluchst du jeder Dirne, die du gekannt hast. Lassen sie sich dadurch rühren, m. Fr.! und wenden sie alles an, um dem Ehestande wieder Achtung zu verschaffen.

„Besonders du, Staat! Macht! die der Herr über uns gesetzt hat, um uns desto leichter zu unserm Glücke zu führen, wache, daß eheliche Treue gehalten werde, und ahnde Verletzungen von der Art strenge, und sollten sich ihrer selbst deine ersten Diener schuldig gemacht haben. Suche Unschuld und Sittlichkeit durch weise Anstalten zu erhalten. Du kannst Vergehungen ahnden, ohne eben größere befördern zu müssen. Glaub mir, wenn du gesetzlose Wollust auch noch durch öffentlichen Schutz begünstigest: so dient das nicht, dem Ehestande Achtung zu verschaffen; sondern ihn mit jedem Tage in unsern Augen mehr herabzuwürdigen; und deine Bande um so schneller zu lösen. Amen.

III.

Das Christenthum.

Ueber Matth. XVII. 5.

Am zweiten Sonntage in der Fasten 1802.

Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein inniges Wohlgefallen habe — ihn höret.

Matth. XVII. 5.

Jesus wird heute in Gegenwart Moses und Elias vor seinen Jüngern verklärt. Sein Angesicht glänzt wie die Sonne, und seine Kleider werden weiß, wie der Schnee. Bei diesem Anblicke ist Petrus, wie ausser sich; — hier ist's gut sein, ruft er, willst du, so bauen wir drei Hütten, dir eine, Moses eine, und Elias eine — ja sein Entzücken ist so groß, daß er dabei sich und seine übrigen Mitjünger vergißt.

Allein seine Freude dauert nicht lange — er redete noch, sagt das Evangelium, als eine glänzende Wolke kam, sie umschattete, und sich aus der Wolke die Stimme hören ließ: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein inniges Wohlgefallen habe — ihn höret. — So groß ehevor das Entzücken

der

der Jünger war, so groß ist jetzt ihr Schrecken; sie fallen zur Erde hin, und getrauen sich nicht mehr aufzuschauen — erst da Jesus sich ihnen nahet, und sie ohne Furcht sein heißt, wagen sie es, wieder aufzustehen.

Ich weiß nicht, ob es eine passendere Stelle für den Unterricht geben könnte, den ich ihnen heute ertheilen muß, m. Br. als diese. Ich habe mir vorgenommen über das Christenthum zu predigen; ich möchte ihnen sagen: was es heiße, ein Christ sein. Darf ich da nun mehr thun, als sie auf die Stimme Jesu aufmerken lehren? — ihn zu hören, ist uns befohlen, auf ihn merken, auf seine Lehre Acht haben, sollen wir; wenn wir nun das thun, so werden wir auch wissen, was es heiße, ein Christ sein.

Was hat uns aber nun Jesus gesagt, worin besteht seine Lehre? — Glaubet an Gott, und glaubet an mich, sprach er noch in den letzten Stunden vor seinem Hingange zum Vater; denn das ist das ewige Leben. Vertraut euch Gott, den ich euch als euern Vater bekannt gemacht habe, und vertraut euch mir

an,

an, den er als seinen Stellvertretter zu euch gesandt hat. Nicht mit diesem Leben hat alles ein Ende für euch, sondern es wartet noch euer ein besseres; dessen könnt ihr aber nur durch kinlichen Gehorsam gegen meine Gebothe, die vorzüglich darin bestehen, daß ihr Gott über alles liebet, und den Nächsten wie euch selbst — würdig werden.

Sehen sie da in Kürze den Inhalt des Unterrichtes Jesu; sehen sie mit einem Male, was sie zu thun haben, wenn sie wahre Christen sein wollen. Ich habe heute weiter nichts zu thun, als ihnen eines nach dem andern deutlich zu machen. — —

An Gott glauben, als unsern besten, zärtlichsten Vater, als den treuesten Versorger seiner Geschöpfe — und an Jesus, als seinen Sohn, unsern Erlöser und Mittler bei ihm; was könnte öfters in dem Unterrichte Jesu vorkommen, als dieses? Es ist gleichsam die Hauptsache, worauf er alles übrige zu beziehen scheint. *)

Das

*) Jesus will zwar den Glauben an Gott nicht erst predigen — er setzt ihn schon voraus. Er sucht

Daß ist das ewige Leben, sagt er in seiner Abschiedsrede an seine Jünger, daß sie dich

---

nur den Glauben an einen Gott immer einzuschärfen, und daß dieser Gott moralischer Richter, und kein strenger Gebiether, sondern Vater sei.

Wie entsteht aber nun der Glaube an Gott? wie erzeugt er sich, daß er ihn voraussetzen konnte? Er ist uns so nothwendig, als das tägliche Brod — nur dann ist überall Harmonie, wenn man an Gott glaubt — ewiger Widerspruch ausser uns, und in uns, in der phisischen und moralischen Welt — ohne diesen Glauben. — Wir erkennen eine unablehnliche Pflicht: „gut zu sein" — und erwarten darum Glückseligkeit — hier wird sie uns nicht; es muß also ein anderes Leben geben, wo sie uns nach aller Gerechtigkeit zugetheilt wird — und folglich ein höchstes, heiliges, allwissend und machthabendes Wesen — Gott — der sie uns zutheilen kann.

„In jeder auch gemeinen Vernunft liegt die Foderung, sagt Mutschelle; „Es soll doch dem Guten und Bösen nicht gleiches widerfahren; die Tugend muß belohnt, das Laster bestraft werden; und wenn dieß jetzt vor unsern Augen nicht geschieht: so muß es doch einmal noch anders kommen; so beim Unrechte kann es nicht

dich kennen, o Vater! den einzigen wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum. Auf dieses Bekenntniß hat er seine Anhänger zu taufen befohlen. Das haben die Apostel immer zuerst gefodert, wenn sie Jemanden in die Gemeinde aufnehmen wollten. Wenn du glaubst, sprach Philippus zum Kämmerlinge der Kandacis, kannst du getauft werden — ich glaube, sagt er, daß ein Gott ist, und Jesus der Sohn

nicht bleiben, es muß alles noch auf einer gerechten, unpartheiischen Waage ausgeglichen werden." — Diese Urtheile zeigen sich in alltäglichen Vorfällen, und nicht nur bei wirklichen Handlungen in der Welt, sondern selbst auch bei bloß vorgestellten im Theater, wo wir den glücklichen Bösewicht mit Unwillen ansehen, besonders wenn der Vorhang fällt, noch ehe sich eine Bestrafung für ihn gezeigt hat. Jene Foderung — „Es soll, es muß Gutes und Böses einmal vergolten werden — wird nun mit einer gewissen Zuversicht, mit einem Zutrauen und Glauben ausgesprochen, daß es auch seiner Zeit so erfolgen werde; und dieß ist das Zutrauen zu Gott, der Glaube an ihn, und eine Zukunft." Moraltheologie S. 139. S. seine philosoph. Gedanken IV. B, S. 37.

Gottes. Ich habe das alles geschrieben, sagt Johannes, daß ihr an Gott glaubet, und daß Jesus der Gesalbte sei, und der Sohn Gottes; und damit ihr so das ewige Leben habet.

Glaube an Gott, der alles gemacht hat; Glaube an Gott, der unser zärtlichster Vater ist, der mit weiser Vorsicht über jedes seiner Geschöpfe wachet; Glaube an Gott, der uns Jesus gesandt hat, als unsern Erlöser und Mittler bei ihm, und der durch seinen Geist alles beseeligt, was sich beseeligen lassen will — o! er ist die erste Foderung des Christenthumes, ohne sie zu erfüllen, ist es nicht möglich ein Christ zu sein!

Aber nicht minder verlangt das Christenthum von seinen Bekennern, daß sie an Jesus glauben, als an Gottes Sohn, und als unsern Erlöser und Mittler bei ihm. Diesen Glauben an sich verbindet Jesus immer so enge mit dem Glauben an Gott selbst, daß er oftmals sagte: wer an ihn nicht glaubt, dem nützt auch der Glaube an den Vater nicht. Wer mich verwirft, verwirft den, der mich ge-

sandt

sandt hat — wer mich nicht annimmt, nimmt auch den nicht an, von dem ich gekommen bin, den Vater. Glaubet an Gott, und glaubet an mich, dann werdet ihr das ewige Leben erlangen.

Sehen sie, was das Christenthum fodert — es ist der Glaube an Gott, und an Jesus, als unsern Erlöser, und Mittler bei ihm.

Willst du ein Christ sein, so mache nun diesen Glauben zum Grunde deiner Handlungen; er ist das Erste — ohne ihn bist du kein Christ. *)

Willst

---

*) Ich will dadurch nicht sagen, als wenn der Glaube auch die Hauptsache wäre — der Glaube ist nur wegen dem Thun da. Könnte man tugendhaft sein ohne den Glauben; so könnten wir ihn entbehren; nur insoferne hat der Glaube bei uns ein Verdienst, als er das Erfoderniß zum Guthandeln ist.

Weil aber das Erkennen immer vor dem Thun hergehen muß — insoferne gebe ich den Glauben hier als das Erste an. Zuerst muß ich wissen, daß ein Gott sei — muß ihn zuvor glauben; dann kann ich ihn erst lieben. Ich muß zuerst von einer Unsterblichkeit überzeugt sein, dann kann ich erst für sie arbeiten. Aber das blosse

Glau-

Willst du ein Christ sein; so suche dich in diesem Glauben immer mehr zu befestigen, denn er ist gleichsam der Eckstein, auf dem du das ganze Gebäude deiner Sittlichkeit aufführen mußt.

Ich verlange aber keinen blinden Glauben von dir, du mußt ihn zur lebendigen Ueberzeugung bringen. — Wähne nicht, es sei dir unmöglich, — gieb dir nur Mühe, und du wirst zur Ueberzeugung kommen.

Das Christenthum ist nicht für tiefe Denker, für gelehrte Philosophen und grosse Geister gemacht — es fodert nur Leute mit gesundem Menschenverstande, die fleißig forschen, und redlich prüfen wollen. Arme Fischer haben es gepredigt, und Leute vom Volke waren seine ersten Bekenner. Du darfst versichert sein, eher zur Gewißheit zu kommen, wenn du ein ganz gemeiner Mensch bist, und nur schlichten Menschensinn hast, als wenn du ein großer Gelehrter wärest, der eigensinnig an tausend Sistemen hanget. Freilich, redlich

Glauben verschaft uns noch nicht das geringste Verdienst — es glauben auch die Teufel, und zittern. Jak. 2, 19.

lich mußt du sein, du mußt die Wahrheit lieben und suchen, und dein Herz darf nicht von Leidenschaften beherrscht werden; sonst fehlt dir schon der Wille, die Wahrheit zu suchen. *)

Aber der Glaube an Gott und an Jesus ist noch nicht alles, was das Christenthum von uns fodert; es verlangt auch noch, daß wir an Unsterblichkeit glauben — und daß wir uns der seligen Unsterblichkeit vorzüglich durch Gottes- und Nächstenliebe würdig machen. — —

Auch der Glaube an Unsterblichkeit, an ein Fortwähren nach dem Tode, an ein besseres ewiges Leben wird uns so oft von dem Christenthume eingeschärft.

Mit ihm sucht fast immer Jesus seine Jünger zu trösten; mit ihm ermuntert er seine sinnlichen Zuhörer zur Ausübung der Tugend. Ein besseres Leben wartet euer, sagt er so oft;

*) „Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht;
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben."
Schwarz Handb. S. 11. I. B.

oft; hier ist nur der Uebungsplatz für eine künftige Welt; es harrt euer ein Land der Unsterbliichkeit.*) Und in der That! was könnte für uns wichtiger sein, als dieser Glaube an Unsterblichkeit! Bist du, Mensch! ohne diesen Glauben nicht dir selbst das seltsamste Räthsel; bist du nicht das unglücklichste Geschöpf, und stehst tief unter dem Thiere, das seine Bestimmung erreicht, und das dir nicht möglich ist.

Sterblicher! wenn du am Todbette mit allem am Ende bist; wenn jenseits nichts mehr auf dich wartet, wie kannst du dir dein Wesen erklären? stossest du nicht auf Dunkelheiten, die du dir nicht zu lösen vermagst? Was thut in dir der ewige Trieb nach Glückseligkeit, den du doch hier nicht befriedigen kannst? du magst Freu-

*) Daß die Erwartung eines künftigen bessern Lebens, wenn unsre Tugend rein sein soll, nicht die Haupt- noch weniger die einzige Triebfeder sein dürfe — sieh die Rede über die Tugend. Die Erwartung einer bessern Zukunft muß nur den reinen sittlichguten Willen stärken, und die Macht der Sinnlichkeit schwächen. Es macht die Vernunft (praktische) die Foderung unbedingt — unabgesehen auf Glückseligkeit — an uns: „sei gut!“

Freuden genießen, soviel du willst, so bleibt eine Leere in dir zurück, die du mit nichts ausfüllen wirst. Was thut dein ewig reger Geist in dir, der immer mehrere Kenntnisse zu sammeln strebt, immer mehrere Wahrheiten sucht, und der hier doch so wenig fortkommen kann, gleichsam wie in einem Lande, wo er nicht hingehört. *) Sind das

---

*) Wie erklärst du dir die Foderung deiner Vernunft, auch selbst mit Aufopferung deines Lebens deine Pflicht zu thun? wie den unerläßlichen Befehl, dich dem höchsten Ideale der Heiligkeit immer mehr zu nähern? Du stossest auf lauter Widersprüche — und nur wenn du eine Unsterblichkeit annimmst, findest du Harmonie. „Der Mensch soll sich dem höchsten Ideale der Heiligkeit unabläßlich und unverdrossen nähern, und ein Ziegel vom Dache, ein toller Hund, oder ein böser Mensch bricht diese seine Laufbahn auf immer ab? — Er hat ein unablehnliches Verlangen nach Glückseligkeit, und selbst ein von der Vernunft gerechtfertigtes nach einer solchen, die im Verhältnisse mit seiner Sittlichkeit steht, und diese soll ihm nie zu Theil werden? Seine vernünftig und seine sinnliche Natur soll hiebei nur auf etwas Unmögliches gerichtet, und er verurtheilt sein, sich sein Leben durch mit einem Durste zu quälen, der nicht zu löschen ist? — Er soll thun, wo-

das nicht lauter Aufgaben, die du dir nicht zu lösen vermagst, wenn du keine Unsterblichkeit annimmst?

---

wodurch er der Glückseligkeit werth ist, und es soll für ihn keine geben? — Er soll gar thun, wodurch Leben und Glückseligkeit auf immer zerstört wird, um sich nicht unwerth desselben zu zeigen, was er hinzugeben, und nie wieder zu erhalten verurtheilt ist? Er soll an seiner Vervollkommnung arbeiten bis zum Opfer des Lebens, d. h. bis zum Opfer, durch das er zugleich alle wirklich bestehende, und alle weiter mögliche Vollkommenheit opfert? Er soll sich entschliessen, nicht mehr zu sein, um seiner würdig zu sein? — Er soll im Kampfe gegen seine sinnlichen Neigungen immer gerüstet stehen, mühselig streiten, und darin siegen; soll als die Folge seines Sieges oft ein elendes Leben, oft einen kläglichern Tod, als der niedrigste Bösewicht voraussehen, und sich zu seiner weit über die Thiere, die kein solcher Streit und keine solche Voraussicht quält, erhabnen Menschennatur glückwünschen? — —

Hier zeigt sich alles gegeneinander im Streit und Widerspruch — und nur dann ist alles im zusammenstimmenden Einklange, wenn wir an eine Ordnung glauben, in der nicht nur das Sittengesetz, wie uns bereits die Vernunft sagt, herrschen soll, sondern sich auch alles in einem bessern Leben durch einen heiligen Gott nach der

Ach-

nimmst? — und wahrlich muß dir nicht dein Leben zur Marter sein ohne Glauben an Unsterblichkeit? der Gedanke, daß du nach wenigen Jahren auf immer solltest zernichtet werden, muß dir jede Freude verbittern; — und wenn du unglücklich bist, muß er dich vollends zur Verzweiflung bringen. Wie wichtig ist nicht dieser Glaube für uns! Du bist aber darum auch eine ausdrückliche Foderung des Christenthums. Fast keine Seite treffen wir in den Evangelien, oder in den Briefen der Aposteln an, wo du nicht vorkommst. Trachtet nach dem, was oben ist; ich gehe voran, euch Wohnungen zu bereiten; wo ich bin, soll auch mein Jünger sein; wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die erwartet uns erst in dem Lande der Auferstehung — so heißt es immer. Von dieser Auferstehung, von diesem Fortwähren nach dem Tode sagt Paulus, daß sie eine nothwendige Folge der Auferstehung Jesu sei; er behauptet, daß unser Christenthum ohne ihr nichts ist: wenn wir nicht auferstehn, so ist

Achtung für dieses Gesetz fügen wird." Mutschelle Moralth. S. 142. Vergl. seine philosoph. Ged. IV. B. im 8. und 9. Schr. über Unsterblichkeit.

ist auch Jesus nicht auferstanden, und unser Glaube ist eitel, und unser Hoffen nichts.

Aber dieser seligen Auferstehung sollen wir vorzüglich durch die Werke der Liebe würdig werden. Um einst selig erstehen zu können, müssen wir vor allen kindlichen Gehorsam den Gebothen Jesu erweisen, die vorzüglich darin bestehen, daß wir Gott über alles, und den Nächsten wie uns selbst lieben.

Wenn Jesus am Gerichtstage, wie er vorgesagt hat, die einen zur ewigen Belohuung aufnehmen, und die andern in die Hölle verweisen wird; so nimmt er auf nichts anders Rücksicht, als auf die Ausübung der Werke der Liebe. Ich war hungrig, uud ihr habt mich nicht gespeiset, ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränket, ich war nackend und bloß, und ihr habt mich nicht bekleidet; geht also hin in das ewige Feuer; denn ich sage euch, was ihr einem von meinen geringsten Brüdern gethan habt, oder nicht gethan habt, habt ihr mir gethan, oder nicht gethan.

Vorzüglich fodert das Christenthum noch von seinen Bekennern Liebe; Liebe zu

Gott, als den besten, zärtlichsten Vater, und der Urquelle alles Guten; und Liebe zum Mitbruder. In der Liebe besteht des Gesetzes Erfüllung, heißt es, die Liebe ist der Inbegriff aller übrigen Vorschriften; ein Christ sein, und Gott nicht über alles, und den Nächsten wie sich selbst lieben — ein Christ sein ohne Liebe, ist ein Widerspruch. Sich selbst abtödten, sich selbst kreuzigen, seine Güter den Armen geben, aber nicht aus Liebe, sondern anderer unwürdiger Absichten wegen, nützt alles zu nichts. Fremde Sprachen reden, alle Wissenschaften verstehen, und selbst einen Glauben haben, der Berge versetzt, aber die Liebe nicht haben, nützt alles zu nichts. Liebe, Liebe zu Gott über alles, und zum Nebenmenschen wie sich selbst, diese ist die erste Foderung des Christenthumes, und die letzte. Und ohne ihr nützt selbst der Glaube an Gott und an Jesus nichts.

Aber so lassen sie uns darum uns befleißen, vorzüglich Gott über alles zu lieben, und den Mitbruder wie uns selbst; lassen sie uns unsere Pflicht thun, weil das der Wille Gottes ist — aus Liebe zu ihm; lassen sie uns überall nur darauf sehen, daß wir edler, besser werden — durch Liebe; und gewiß! die selige Unsterblichkeit wird uns nicht entgehen.

Glau=

Glaube, mein Christ! an einen Gott, als deinen besten, zärtlichsten Vater, glaube an ihn, als deinen treuesten Versorger, glaube an Jesu, als deinen Mittler bey Gott, und als seinen Sohn, glaube an ein besseres Leben, wenn dieses zu Ende ist, und suche durch gute Werke, die die Liebe erzeugt hat, dich desselben würdig zu machen, dann bist du ein wahrer Christ — dann darfst du ruhig am Sterbebette der Ewigkeit entgegen sehen, wo der Unglaubige zittert, und der Frömmler *) keinen Trost hat. Amen.

IV.

---

*) Der wird noch härter daran sein, als jener. O, der Unglaubige! er mag sich oft bei den besten Willen, die Wahrheit zu finden, davon nicht überzeugen können! Wie viele hat der bisherige Aberglaube gegen das Christenthum unglaubig gemacht! konnte man es denn unter so vielen Menschenzusätzen, so vielen kleinlichen Observanzen, auch noch finden? — es kostete zum wenigsten Mühe! — bedaure ihn, den Unglücklichen, mein Mitbruder! der die Wahrheit nicht finden kann — verdamme ihn aber nicht! klage die an, die den Aberglauben oft mit Fleiße beförderten — und die schläfrigen Hirten, die das Unkraut so hoh wachsen ließen!!! Vergl. Prüfung ꝛc. von Graser; über die Entstehung des gelehrten Unglaubens S. 480.

IV.

Von der Verehrung der Heiligen.

Ueber Matth. I. 19.

Am Feste des heiligen Joseph 1802.

IV.

Von der Verehrung der Heiligen.

Ueber Matth. I. 19.

Am Feste des heiligen Joseph 1802.

Joseph, ihr Mann, da er gerecht war, und sie nicht verschreit machen wollte, war Willens, sie im Stillen zu entlassen.

Matth. I. 19.

Die Geschichte, die ich ihnen eben vorgelesen habe, ist vielleicht eine der schönsten und rührendsten des Evangeliums, m. Br. Welch einen Mann lernen wir da nicht kennen? — Wahrlich dazu gehört eine große Seele, um das thun zu können, was Joseph gethan hat. Sie müssen sich den Vorfall noch einmal recht vor das Aug rücken, um das Schöne und Große, das darin liegt, recht fühlen zu lernen.

Joseph war mit Maria versprochen; aber wie er sie in sein Haus aufnehmen will, zeigt es sich, daß sie schwanger sei. — Es ist das ein Verbrechen, worauf bei den Juden die Todesstrafe gesetzt war. — Wenn eine Getraute, ehe sie in das Haus ihres Bräutigams geführt ward, sich entehren ließ; so hielt es der Bräutigam

für eine größere Beleidigung, als wenn sie nach vollbrachter Hochzeit einen Ehebruch begieng; und Moses hatte ausdrücklich auf jenes Verbrechen die schrecklichste Todesstrafe, die Steinigung gesetzt. Was thut also Joseph? er kann auf diese Strafe dringen, und kein Mensch wird ihn tadeln, wenn er es thut. Geht er also hin, sie anzuzeigen? Wenn er ein rachsüchtiger Mann ist, wird er keinen Augenblick anstehen; und alles Bitten der ehemaligen Geliebten wird ihn nicht abhalten können. Wie! die heisseste Liebe so vergolten zu sehen! so eine offenbare Untreue! könnte die nicht einen im ersten Augenblicke verleiten, mehr zu thun, als das Gericht entscheiden zu lassen! Geht also Joseph hin, sie anzuzeigen? nein! m. Br. seht, was er thut — er behält das Geheimniß bei sich; er verzeiht seiner Verlobten — ja er glaubt nicht einmal, daß sie eine Verbrecherin sei; er kennt ihre Tugend, und hält sie für unfähig, so eine schändliche That zu begehen. „Sie ist nicht lasterhaft, sagt er zu sich selbst, sie ist nur unglücklich. Ganz gewiß ist sie gewaltsam entehrt worden, und schweigt, weil sie die Gewaltthätigkeit nicht beweisen kann — ich will sie also nicht verschreit machen; sondern nur im Stillen entlassen.“

Welch

Welch ein Mann! wer kann diese Geschichte lesen, ohne ihn anzustaunen? Bei so einem Falle, in dieser Lage — wo es so viel braucht, eine Person, die jeder für eine Verbrecherinn halten würde, als unschuldig zu erklären — wer das doch thun kann, der beweist eine Größe, derer nur die edelsten Seelen fähig sind.

Wir verehren darum aber auch Joseph als einen großen Heiligen, m. Br., und es ist nicht leicht eine Andacht so ausgebreitet, als diese.

Aber was heißt denn, die Heiligen verehren? was wollen wir damit ausdrücken?

Es scheint mir sowohl wichtig, als dem Tage anpassend zu sein, darüber zu predigen. Wie viele unwürdige Begriffe haben sich da eingeschlichen? und wie allgemein hat man die Absicht der Kirche verfehlt, die uns die Heiligen immer nur als unsre Muster aufstellt; und die: sie nachahmen, sie würdig verehren, nennt?

Bevor ich ihnen erkläre, was es heisse, die Heiligen verehren, will ich ihnen erst

von der Entstehung und der Geschichte der Heiligenverehrung das Nöthige sagen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, m. Br. daß es zu Anfang der Kirche noch keine Heiligenverehrung gab. Es waren dort die Heiligen noch nicht, die wir jetzt verehren. Oder haben sich die Apostel schon bei ihren Lebzeiten als Heilige anrufen lassen? hat man die heilige Jungfrau schon bei ihren Lebzeiten um ihre Fürbitte angefleht, und ihre Bildnisse auf die Altäre gestellt? — sie wurde von ihren Freunden geschätzt, und geliebt; aber als eine Heilige nicht angerufen.

Es ist das ein Beleg mehr, daß die Heiligenverehrung kein nothwendiges Stück des Christenthumes sei. Man kann die Heiligen anrufen; es ist erlaubt; *) so hat die Kirche ent-

*) „Das Konzilium bestimmt, die Heiligenanrufung sei erlaubt; und der Philosoph darf nicht erröthen, wenn er behauptet, sie sei ein vortheilhaftes Tugendmittel. Was muß ermunternder sein, als der Gedanke, daß die schon Hinübergewanderten (sie heißen nun Heilige oder Selige) mit uns in unzertrennlicher Verbindung ste-

entschieden — aber wenn man es nicht thut, so sündiget man auch nicht. Hat man im Anfange der Kirche von der Heiligenverehrung nicht einmal etwas gewußt, wo doch die schönsten Zeiten des Christenthumes waren; so muß man selig werden können, wenn man gleichwohl sein ganzes Leben hindurch zu keinem Heiligen bethete. — — O so lange es noch keine Heiligenverehrung gegeben hat — oder sie noch unschuldig und rein

war,

---

stehen! Was wird darum natürlicher sein, als daß man manchmal im heiligen Eifer sich, so zu sagen, an jene seligen Mitbürger des Reiches Gottes wendet, ihnen ein Interesse um uns noch hier Wandelnde zudenkt, und ihnen gleichsam seine Wünsche um baldige Realisirung des Hauptzweckes oder der Nebenzwecke, als Mittel zu jenem, äussert. Eine solche Verehrung und Anrufung der Heiligen kann durchaus nicht unerlaubt sein; aber sie kann auch nie in Aberglauben, Abgötterei, oder Schwärmerei ausarten; denn sie hat ihr unverrücktes Ziel, und ist durch die wahren Begriffe von Gott in ihrem Gange und Aufflug genau begränzt; so wie die ächte Andacht zu Gott selbsten." Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichtes, von Graser S. 336.

war, befliß man sich selbst, heilig zu werden — fast möchte ich sagen: es ist dieser Eifer um so mehr erkaltet, je mehrere Heilige man uns aufgestellt hat — man hat sich, so zu sagen, hinter fremde gute Werke versteckt, um der eigenen entbehren zu können. In den allerersten Zeiten der Kirche gab es also noch keine Heiligenverehrung.

Wie entstand sie also; wie kam sie auf; wie gieng es zu; und was war sie zu allererst? Man trifft die ersten Spuren bei dem Tode der Apostel — zu den Zeiten der Martirer an. Aber die ganze Verehrung was war sie? nichts anders, als ein dankbares Andenken an diese Männer. Man hatte sie im Leben geschätzt, und diese Achtung gieng nun auch in das Grab mit ihnen hinüber. Seht da in ihrem ersten Entstehen die Heiligenverehrung; sie ist den ersten Christen nicht mehr, als ein dankbares Andenken an ihre vorgegangene tugendhafte Brüder; ein Andenken, das sie ermunterte, auch tugendhaft zu leben. Ja, so ist es, erst jetzt, da die Apostel todt sind, trifft man Spuren von der Heiligenverehrung an.

Es wird einer gemartert, man sammelt sorgfältig seine zerstreuten Gebeine, und diese Ueberbleibsel betrachtet man wie die kostbarsten Kleinode; denn ihr Anblick soll zu gleicher Standhaftigkeit im Glauben ermuntern. *) Es stirbt ein

---

*) Man lese das Cirkularschreiben der Gemeinde zu Smyrna über den Tod ihres Vorstehers, des Bischofs Polykarp, wovon wir bei dem Eusebius noch ein Fragment haben — worin es ausdrücklich heißt: „Die Heiden verbrannten den Leichnam des Polykarp; die Christen aber sammelten die halbverbrannten Gebeine, die ihnen, wie sie sagten, werther wären, als Gold und Edelgesteine, und begruben sie an einem anständigen Orte." Aus eben diesem Cirkularschreiben sieht man zugleich die Art der Verehrung der Martirer; denn es heißt darinn: „Sie (die Heiden) wußten nicht, daß wir weder Christum, der zur Erlösung aller gelitten hat, niemals verlassen, noch einen andern verehren können; denn nur ihn bethen wir als den Sohn Gottes an; die Martirer lieben wir als Schüler und Nachahmer des Herrn wegen ihrer Zuneigung zu ihrem Könige und Lehrer; möchten wir auch ihre Mitschüler und Mitgenossene werden!" Vergl. Augustin, Serm. 47. de sanctis.

ein anderer, man wetteifert seine verstümmelten Glieder aufzubewahren; um sich das Andenken des großen Mannes zu verewigen, legt man seinen Leib in die Versammlungsorte, und bethet bei ihm — alles nur aus Achtung und Dankbarkeit gegen den Heiligen, und sich dadurch im Glauben zu stärken; um diese unschätzbaren Menschen, die für die Christen so vieles gethan hatten, ja nicht zu vergessen, errichtete man ihnen Denkmäler, und wenn man keine andern Versammlungsorte hatte, so waren die Ruhestätte der Martirer die Plätze, wo man zusammen kam.

Seht da den Ursprung der Heiligenverehrung — wie natürlich, und unschuldig ist er! So macht es der Sohn mit seinem zärtlich, inniggeliebten Vater; heilig ist ihm sein Andenken, und oft besucht er seinen Grabhügel, um ihm auch da noch für alles Gute, das er einst so häufig von ihm genoß, zu danken. So macht es der Zögling mit seinem besten Lehrer; er bewahrt sorgfältig das Andenken auf, das er von ihm bekommen hat, um sich bei dessen Anblicke an seine Lehren und seine Tugend zu erinnern. So handelt der Freund gegen seinen inniggeliebten Freund, oder seine beste Freun-

dinn;

dinn; er hängt ihr Bildniß am besten Orte seines Zimmers auf, und ihre Ruhestätte besucht er oft.

Seht da den Ursprung der Heiligenverehrung; es liegt der Grund zu ihr in uns selbst.

Jetzt erst kommen Bilder in die Versammlungssäle der Christen; *) aber sie dienen ihnen nicht, sie andächtig anzustaunen; bei ihrem Anblicke sollen sie sich der herrlichen Thaten derer erinnern, die sie vorstellten. Jetzt erst werden Festtage eingesetzt; aber derer immer nur sehr we-

*) Es geschieht das erst gegen das vierte Jahrhundert; denn in den ersten drei Jahrhunderten hatten die Christen noch keine Bilder; oder ihr Gebrauch war doch sehr selten, wie Eusebius 7. Buch 18. Kap. bezeuget, nach welchen der Gebrauch, Bilder aufzustellen, nur bei den Heiden üblich gewesen war. Vielweniger findet man Spuren, daß die Christen in diesen Jahrhunderten in den zu gottesdienstlichen Versammlungen bestimmten Häusern Bilder aufgestellt, oder verehret hätten. Man vergleiche Graser, Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichts S. 341 und 342.

wenige, damit der Sonntag nicht gering geschätzt würde, und damit man sich nicht mehr an die Thaten der Heiligen erinnerte, als an die Thaten Jesu selbst. Jetzt hielt man Reden von den Tugenden und der Standhaftigkeit der christlichen Helden; aber es gieng alles darauf hin, die Christen zu einer ähnlichen Standhaftigkeit zu ermuntern — man war nicht so fast beschäftigt, die Heiligen zu loben, als vielmehr die Brüder zu ihrer Nachahmung anzueifern; — und alles das wurde nur als Nebensache angesehen; denn die Anbethung und die Verehrung des Einzigen, Jesus nämlich, gieng über alles, und überall wurde nur auf gute Sitten und auf Tugend gesehen.

Da sehen sie die Kirche, wie sie auch die Heiligenverehrung angenommen hat, und wie diese Verehrung noch rein ist. Aber jetzt lernen sie einsehen, wie bald sie ausartete. Man fängt schon an, die Heiligen nicht mehr als unsere Muster zu betrachten, sondern vielmehr als unsere Fürbitter; man gebraucht ihre Bilder schon nicht mehr als Erinnerungen an sie, sondern sieht sie selbst als Gegenstände der Verehrung an; wähnt, die Heiligen hätten an ihnen eine Freude,

und wåren ihnen immer nahe. *) Man vervielfåltigt darum die Bilder ungemein, und ihre Anzahl wåchst in dem Verhåltnisse, als die wahre Frömmigkeit abnimmt. Es entstehen bey Gelegenheit der Reliquienverehrung, die auch gar bald aufkam, jene berůchtigten Wallfahrten nach Palåstina, und nicht lange die so verderblichen Kreuzzůge; — und diese Unordnungen brachten nun jene schrecklichen Unruhen hervor, die in dem VIII. Jahrhunderte so gewaltig die Kirche verwirrten. Wer weiß nicht die Geschichte von den Bilderstůrmern? Um ihnen Einhalt zu thun, versammelte sich der Kirchenrath zu Nicåa; die ganze Christenheit war auf seine Entscheidung gespannt — er entscheidet, daß man die Bilder der Heiligen wieder aufstellen důrfe, und daß man ihnen åussere Ehre erweisen solle. Das ist nun vollends der Ruin. Um die geraubte Ehre der Heiligen wieder hereinzubringen, behångt man nun alle Wånde mit nichts, als Bildern. **) Je mehr

*) Vergl. Graser. Průfung ꝛc. S. 344.

**) „Wie die Menschen gerne in andern Sachen ihr Recht ůbertreiben, und oft dasjenige, das sie nach einem Kampfe errungen haben, durch Ge-

mehr man sich von den Zeiten der Martirer entfernt, desto mehr fängt man an, damit auszu-schwei-

---

walltthätigkeiten beflecken: so beobachtet man, daß, wenn auch in der Sache des Glaubens nach einem vorhergegangenen Streite eine Entscheidung erfolgt war, die entschiedene Wahrheit nicht anders als wie ein erfochtener Sieg angesehen, und so weit übertrieben wurde, daß sie von dem Rechte in Unrecht, und von der Wahrheit in Irrthum übergieng.

Es war entschieden worden, daß man gemalte, und geschnitzelte Bilder aufstellen durfte, um durch ihren Anblick zum Glauben und zur Tugend ermuntert zu werden, und um vermittelst derselben den vorgestellten Gegenständen seine Verehrung zu bezeugen. Nun häuft man alle Wände und Winkel mit Bildern an, und mit so viel Bildern von den Thaten der Menschen, daß die Geschichte des Einzigen, der unser Heil bewirkt hat, beinahe darüber in Vergessenheit kam.

Es war entschieden worden, daß diejenigen, welche Gott selbst ehrt, auch von uns geehrt werden, und daß auch wir die Abraham bitten, und die Michael zu Hilfe rufen dürfen. Und nun wurde die Verehrung und Anrufung der Heiligen so sehr befördert, daß die Betrachtung und Verehrung Gottes und Christi dabei auf die Seite gesetzt wurde; daß der Eindruck, den die Betrachtung und Verehrung Gottes und Christi

schweifen — ja, man vergißt, daß die Heiligen auch Menschen waren; schwärmerische Geschichtschreiber mengen ihren Lebensgeschichten allerlei Abentheuer von Wundern und Heldenthaten mitunter, daß es unmöglich wird, sie mehr nachzuahmen *) — und so hat sich alle ehemalige Achtung, die so sehr zur Aufmunterung in der Tugend diente, in nichts, als in ein unnützes, heiliges Staunen verwandelt. Leider! ist es auch heute noch immer so; und ich wollte, man hätte über der Andacht zu den Heiligen die Tugend nicht fast gänzlich vergessen.

Aber

sti zur Bildung der Seele machen müssen, fast ganz gehindert wurde, und statt dessen ein schändlicher Eindruck Platz nahm, jener, bloß menschliche Thaten vor Augen zu haben, da wir doch heilig zu werden trachten sollen, wie Gott heilig ist; und jener, durch die Fürsprache gutwilliger Heiligen ohne eigenen Fleiß, der mit Furcht und Zittern begleitet sein muß, das Heil zu erzwingen.“ Aufruf an die katholischen Fürsten und Bischöfe S. 77 u. 79.

*) Wer daran zweifelt, lese Kochem's Legende der Heiligen, oder auch nur manche Lektion im Brevier.

Aber was heißt nun die Heiligen verehren? welche ist die ächte Heiligenverehrung, die die Kirche verlangt, und die die Vernunft billigt? —

Die Heiligenverehrung ist, und darf nichts anders sein, als ein mit Achtung und Liebe verbundenes Andenken an unsre verstorbene, tugendhaften Brüder — ein Andenken, das uns antreibt, ihre schönen Thaten, ihre edeln Tugenden nachzuahmen.

Wer sich oft an die Tugenden seiner verstorbenen Brüder erinnert, wer sich bemüht, wenn er ihre Lebensgeschichte liest, das, was darinn Gutes und Schönes vorkommt, sich auch eigen zu machen; wer nie ihre Bildnisse ansieht, nie ihre Ueberbleibsel betrachtet, nie sie um ihre Fürbitte anfleht, ohne den Vorsatz kräftiger zu machen, es koste, was es wolle, seiner Pflicht und der Tugend treu zu bleiben — der verehrt die Heiligen recht.

Können sie daran zweifeln, daß dieses nur allein die ächte Heiligenverehrung sei? Diese Heiligen=

ligenverehrung verlangt die Kirche, sie billigt die Vernunft; und s e war die Heiligenverehrung der ersten Christen. Ja! seht hin auf diese unsre Väter im Glauben. Sie gehen zu den Gräbern der Apostel und Martirer hin — aber um da auch die Standhaftigkeit zu lernen, die sie übten. „Sieh da! sprach der Vater zum Sohne, den berühmten Mann, der um unsers Glaubens willen so vieles gelitten hat; er war einst unser Mitbürger, sogar unser Anverwandter — er hat uns gelehrt, wie auch wir nichts scheuen dürfen, um dem Glauben treu zu bleiben." „Sieh da, sprach die Mutter zur Tochter, die Grabstätte der berühmten Katharina; sie hielt auf ihre Unschuld, und auf ihren Glauben mehr, als auf die ausgezeichnete Ehre einer Kaiserinn; sie muß uns lehren, wie auch wir kämpfen müssen." So sprachen die ersten Christen bei den Grabstätten der Martirer; sie giengen hin, um sich in der Tugend zu stärken; und wenn sie zurück kamen, waren sie auch bereit für Jesus zu sterben.

Das heisse ich mir die Heiligen verehren; das nützt, das macht besser — die tadelt kein Freigeist, kein Irrglaubiger; wenn man aber die

Hei-

Heiligen blos andächtig anstaunt, ohne dabei einen Antrieb zu fühlen, ihnen ähnlich zu werden; so bedauert man uns entweder, oder man lacht über uns. Das heißt auch auf die Reliquien etwas halten, wenn wir durch sie besser werden — nur so nützen sie, und haben einen Werth. Was hilft mir der Ueberrest eines noch so berühmten Mannes, wenn ich dabei nicht den Entschluß fasse, ihm ähnlich zu werden? man mag ihn als eine Seltenheit, oder als ein Alterthum schätzen, mehr Werth hat er aber nicht.

Ja, meine Brüder! was nützt uns die Heiligenverehrung, wenn sie nicht darinn besteht, daß wir die Heiligen nachahmen? Es ist uns nicht mit frommen Empfindungen, und heiligen Anmuthungen geholfen, die Thaten geben uns einen Werth, und die tugendhaften Gesinnungen, die in uns erzeugt werden. Wenn wir frömmer, in unserm Berufe emsiger, in unsern Gesinnungen und Werken heiliger werden, dann nützt uns erst etwas. Ohne die Heiligen nachzuahmen, ist das Anstaunen ihrer Thaten für uns eine Nulle, und hat keinen Werth.

Sie werden mir aber jetzt erlauben, sie zu fragen, ob unsere Heiligenverehrung so beschaffen sei! was nennen wir gemeiniglich die Heiligen verehren?

Den Tag, der zu ihrer Gedächtniß eingesetzt ist, feiern, d. i. sich von aller, oder doch sogenannter knechtlicher Arbeit enthalten. Wer am Feiertage nichts arbeitet, der glaubt den Heiligen geehrt zu haben. Aber heißt das die Heiligen ehren? wenn uns die Kirche am Feiertage zu arbeiten verbiethet, will sie, daß wir glauben, dieses ehre schon den Heiligen? sie hat dabei eine höhere Absicht, m. Br.; sie verbiethet uns zu arbeiten, damit wir mehr Zeit haben, auf unsre Seele zu denken, indem wir sie so oft die Woche über vergessen. Wer durch Müssiggang die Heiligen zu ehren glaubt, der muß sie selbst für Taugenichts ansehen, und muß glauben, daß sie an den Ausschweifungen eine Freude haben, die eine Folge des Müssigganges sind? *)

Man

*) Um einzusehen, wie wenig durch — Nichtarbeiten — der Meinung der Kirche nach der Feiertag geheiliget werde — erinnere man sich, daß man

Bayerische Staatsbibliothek München

Man nennt die Heiligen verehren, wenn man ihre Altäre ziert, zu ihrer Ehre geweihte Kerzen anzündet, und ihre Bildnisse an gewissen Orten aufstellt. — Aber heißt dieß nach der Meinung der Kirche die Heiligen ehren? was hat der Heilige dabei für eine Ehre? Es ist recht, daß man für den äusserlichen Gottesdienst sorge; unsre Kirchen sollen nicht nackt dastehen — der sinnliche Mensch bedarf passender Vorstellungen, um desto leichter zum Geistigen aufsteigen

zu

man selbst am Sonntage einst nicht den ganzen Tag ruhte. In der Frühe versammelten sich die ersten Christen in ihren Bethhäusern, dann giengen sie wieder an ihre Arbeit. Konstantin der Große verordnete im IV. Jahrhunderte erst (in cod. theod. 2. B. 3. G.) „Alle Richter und Einwohner der Städte, und alle Künstler sollen am Sonntage ruhen; doch können Landleute unbesorgt den Acker- und Weinbau pflegen, weil es sich oft zuträgt, daß an keinem andern Tage der Acker- und Weinbau so bequem bestellt werden könne, als an diesem; — und es soll doch der Vortheil, den der Himmel selbst darbiethet, wegen der Feier desselben nicht verloren gehen.“

zu können — aber erfolgt dieses Aufsteigen nicht; was nützt alles Aeusserliche, das man befördert? es ist barer Aberglauben, wenn man mit selben allein schon die Heiligen zu ehren wähnet. *)

G 2 Man

*) Es war ganz sicher die Meinung der Väter zu Nicäa nicht, wenn sie sagten: man soll den Bildern äussere Ehrenbezeugung erweisen, z. B. Lichter vor ihnen anzünden — zu lehren, daß dieß auch schon die Heiligen wirklich ehre. Die Väter wußten es zu gut, daß alle äussere Ehrenbezeugung nur dann einen Werth habe, wenn sie eine gute Gesinnung in uns befördert, und als Erweckungsmittel zur Tugend gebraucht wird.

Was soll man darum von dem Lichte denken, das an Samstägen vor den Häusern, oder inner denselben so häufig angezündet wird, in der Meinung: die heilige Jungfrau zu ehren? werden damit fromme Gesinnungen erweckt? befördert das die Nachfolge derselben? — wie viel besser würde man Maria ehren, wenn man das Geld, das darauf verwendet wird — so wenig es auch sein mag — den Armen gäbe! „Man giebt den Armen doch schon!" viele das ganze Jahr nichts, die doch diese Andacht auf das gewissenhafteste beobachten.

Man glaubt ferner die Heiligen zu ehren, wenn man ihre schönen Thaten erzählt, ihre Tugenden anpreist, zu ihrer Ehre prachtvolle Prozessionen, viele Gebethe und Andachten halten läßt. Heißt aber das vielleicht die Heiligen ehren? Wahrlich es ist dabei ein äusserliches Gepräng, und das Herz bleibt ungebessert; eben diese Andachten dienen nur den Geist zu zerstreuen, statt ihn zu sammeln. *) Der gemeine

ten. Wenn man auch sammt diesen den Armen giebt — möchte man diesen kleinen Aufwand auch noch dazu thun!!

*) Wer kann an unsre Frohnleichnamsprocession denken, ohne es wahr zu finden!! Es ist zwar schon viel geändert worden; möchte aber noch mehr geschehen! — Allein es sagte nicht gar zu lange einer, der wohl im Ansehen stand, und sonst ein verdienstvoller Mann ist, „ich freue mich immer, wenn dieser Tag kommt; er ist ein wahres Volksfest!“ Lieber! die so vorzügliche Erinnerung an Jesus Leiden und Tod — an seine unbegränzte Liebe — soll doch kein Volksfest sein; sie soll mit Ernst begangen werden, wie es eine erhabne Religion fodert — nicht mit einem Gemische — ich will das gelindeste Wort gebrauchen — der al-

meine Mann glüht dabei, wenn es hoch kömt, von einer dummen Andacht — denn wenn er nach Hause kehrt, ist er wieder, wer er zuvor war; seine Tugend hat um nichts zugenommen.

Aber glaubt man nicht auch noch die Heiligen zu ehren, wenn man sie um ihre Fürbitte anfleht? — Und wie viele Aberglauben haben sich nur hierin eingeschlichen; welche Vorstellungen herrschen besonders bei dem gemeinen Manne hierüber; wie muß man den schlechten Unterricht bedauern, den er hat?

Sieht man nicht die Heiligen oftmals, so zu sagen, als die Günstlinge und Minister Gottes an? glaubt man nicht, wenn man von ihm etwas haben will, müsse man zuerst zu ihnen gehen? Diese Vorstellung ist nicht selten, m. Br., sie herrscht bei Leuten, wo man es nicht glauben sollte. — Daß sie aber nicht nur der gröbste Aberglauben, sondern selbst eine schändliche Beleidigung Gottes sei, wer

---

albernsten Vorstellungen. — In manchem Dorfe herrscht mehr Ernst!!

wer sieht es nicht ein? Gott ist unser Vater, sagt Jesus — wo ist aber nun der Vater, der sich nicht für beleidiget hält, wenn das Kind nicht so viel Zutrauen zu ihm hat, daß es gerade zu ihm kömt, wenn es etwas braucht, sondern immer erst zum Hausfreunde geht? — Heißt das nicht auch den Himmel zu einer weltlichen Regierung herabwürdigen — die noch überdieß sehr schlecht ist; — wo der Fürst nicht nach Verdiensten handelt, sondern alles nur nach den Empfehlungen und Fürbitten seiner Günstlinge thut? *)

Sieht man nicht zweitens die Heiligen oft selbst als Wesen an, die uns eigenmächtig helfen können; stellt man sich nicht sogar manchmal vor, jeder von ihnen habe, so zu sagen, sein eigenes Gebieth, worin er helfen könne? Hat man nicht fast für jede Noth

*) Wie schilt man über eine irdische Regierung, in welcher kein Verdienst entscheidet, sondern Nepotismus, Ansehen und Empfehlung den Thron des Fürsten umlagern, und die Gnadenausflüsse von demselben auf die Untergebne leiten! Dazu macht man den Himmel mit dieser Vorstellung.

Noth einen andern Helfer bestimmt, für jedes Anliegen einen andern Patron? *) —

Ob das aber nun nicht wieder eine Vorstellung ist, die Gott entehrt? das heißt glauben, er sei zu ohnmächtig, allein seine Welt zu regieren; das heißt glauben, er könne auf die Bitten seiner Kinder allein nicht hören, oder er sei zum wenigsten zu träge geworden dazu. Das heißt

*) „Man muß selbst, sagt Graser, Prüfung ꝛc. S. 339. mit dem Volke etwas vertraut sein, um dieses recht wissen zu können. Man muß selbst sehen, wie so mancher von einem Bilde zum andern kriecht, oder so mancher in der Kirche zu seinem bestimmten Heiligen hinschleichet, und zugleich erfahren, um was er ihn anfleht. Oder man muß hören, wie einer dem andern seinen Heiligen besonders anempfiehlt, mancher auf seinen lang vergebens Angerufenen schilt, und ihn verläßt, um einen Günstigern aufzusuchen. Solche Erfahrungen muß man sammeln, um das zu wissen, und sich eine Vorstellung von den schönen Religionsbegriffen des Volkes in Betreff der Heiligenanrufung zu machen. Daß hier der grasseste Aberglauben zum Grunde liege, wird jedem einleuchten — der nur ein wenig denken will.“

heißt, das Wohl der Welt Geschöpfen anvertrauen, die immer beschränkt sind — und bei Gott! ich möchte um alles mein Heil Niemand anvertrauen, als Gott — er weiß es, und nur er allein, was für mich am beßten ist; er hat mich über alles lieb, er hat schon für mich gesorgt, ehe noch ein Heiliger war.

Wie oft hält man nicht die Heiligen auch noch für weit gnädiger als Gott selbst; traut ihnen mehr Mitleid zu, als ihm; wähnt, daß er sich erst von ihnen müsse erbitten lassen?

Aber das heißt das Geschöpf über den Schöpfer hinaufsetzen; oder Gott zu einem schwachen Menschen herabwürdigen, der sich, wenn er auch Ursache hat, mit unserm Betragen unzufrieden zu sein, doch bald wieder rühren läßt, wenn seine Heiligen für uns ungezogne Kinder bitten. — So macht es der schwache Vater, der in seine Kinder verliebt ist, wenn er schon nöthig findet, sie zu strafen, um sie zu bessern; so erläßt er ihnen doch die Strafe wieder, wie ihn die Kinder, oder ein gleich schwa-

cher

cher Freund darum bittet, wenn sie nun gleichwohl ungebessert bleiben.

Diese Vorstellung ist es nun auch, die jenen entehrenden Mißbrauch erzeugt, daß man lieber zu den Heiligen bethet, als zu Gott selbst; daß man oft, wo das Allerheiligste ausgesetzt ist, ihm den Rücken wendet, und vor einem Muttergottesbilde, oder einem andern Heiligen von schwärmerischer Andacht glüht. — — —

Ich weiß es, daß ich nicht zu viel sage, sondern daß ich hiemit nur die vorzüglichern Mißbräuche berühre. — Möchte man doch einmal weiser werden! möchte man nicht länger mehr fortfahren, den Feinden unsers Glaubens Anlaß zu geben, mit Rechte über uns zu lästern — möchte man sich doch einmal bloß allein mit den Entscheidungen der Kirche begnügen!!

Wollen sie in Rücksicht der Heiligenverehrung nicht abergläubig werden, m. Br. so merken sie sich diese Regeln:

1. Gott ist der Höchste — alle Heiligen sind gegen ihm nichts. Er hat sie aus ihrem Nichts hervorgezogen —, seine Gnade, mit der sie freilich selbst mitwirken mußten, hat sie in den Himmel gebracht. Ihn muß man also auch allein anbethen, ihm gehört immer vor allen das Opfer unsers Lobes und Dankes — ihn ehren, ihn lieben, ihm alle Empfindungen eines gerührten Herzens darbringen, das muß nicht nur allein unser erstes, sondern, so zu sagen, auch einziges Geschäft sein.

2. Niemand ist so gut als Gott; denn er ist unser Vater, sagt Jesus, das kein Heiliger ist. Auf ihn müssen wir also auch unser größtes Vertrauen setzen, und es für Lästerung der Gottheit ansehen, wenn man sich ein Geschöpf gütiger, als er ist, vorstellen wollte.

3. Gott ist auch gerecht, er muß die Sünde strafen, um sie zu bessern; und da kann also keine Fürbitte etwas helfen, weil er sonst ungerecht werden müßte; da rettet nichts anders, als Busse und Besserung.

4. Eben weil Gott unser Vater ist, so dürfen wir uns auch nicht scheuen,

wenn

wenn wir gesündigt haben, geradezu zu ihm hinzugehen, und ihn um Verzeihung zu bitten; es ist eine für Gott entehrende Vorstellung, wenn man glauben will, man müsse die Heiligen voranschicken; es sind nicht die Heiligen unsre Mittler bei Gott; sondern es ist das nur Jesus allein. *) Daß wir geradezu zu Gott hingehen dürfen, sehen wir deutlich in dem Gleichnisse vom verlohrnen Sohne — er kommt gerade zum Vater, und geht nicht zuvor zu seinen Knechten, daß sie für ihn bitten.

5. Die Heiligen können nicht eigenmächtig helfen, sie können nur bitten, und in wie ferne ihre Fürbitte bei Gott Gewicht hat, wissen wir nicht.

6.

---

*) Es ist nur ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus. 1. Tim. 2, 5.
Ein die Religion verunehrender Mißbrauch wäre es, sagt Ildefons Schwarz, Handb. der christl. Rel. 3. B. S. 247, wenn wir unsre seligen Brüder als die Mittler zwischen Gott und uns ansehen wollten: dieses ist nur Jesus allein.

6. Heiligenverehrung ist überhaupt nichts nothwendiges von der Religion, wir haben kein Geboth darüber, es kann also auch darein kein eigentliches Verdienst gesetzt werden — sie hat nur dann einen Nutzen, wenn wir durch sie frömmer werden.

Möchten sie sich diese Regeln recht in ihr Gedächtniß drücken; möchten sie sich immer daran halten! Ich suche nichts anders, als sie immer nur auf das aufmerksam zu machen, was sie allein in den Himmel bringen kann, auf die Tugend; und daß sie vorzüglich Jesus ehren, ihn anbethen, und durch treue Befolgung seiner Gebothe ihm dienen. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich nur das wolle — aber das von ganzer Seele, Amen.

V.

Ueber die Vorurtheile.

Ueber Johann XVI. 12.

Am vierten Sonntage nach Ostern 1802.

Ich habe euch vieles zu sagen; aber ihr könnet es jezt noch nicht ertragen.

Joh. XVI. 12.

Es ist der lezte Tag, m. Fr.! den Jesus noch auf der Erde lebt, wo er seinen Jüngern dieses sagt. Wirklich soll er nur noch wenige Stunden mit ihnen umgehen; wirklich soll er, ehe noch der Abend kömt, an seine Feinde ausgeliefert werden — und den kommenden Tag am Kreuze sterben — den bittersten, schmählichsten Tod eines Missethäters. — Was muß uns darum wohl dem ersten Anblicke nach auffallender sein, als diese Rede? Müssen wir ihn nicht einer Uebereilung beschuldigen? — oder müssen wir nicht sagen: er habe etwas angefangen, das er jezt selbst einsieht, daß er es nicht ausführen könne? — oder wenn wir das nicht thun wollen — müssen wir nicht zum wenigsten alle Hoffnung aufgeben, daß es noch einmal mit der Menschheit besser werde — diese Hoffnung, die er so mächtig zu wecken gewußt hat?

Was

Was hatte Jesus alles gethan? welch ein Plan war es, den er sich vorzeichnete? Es war auf nichts anders abgesehen, als der Welt eine neue sittliche Schöpfung zu geben. Er hat angefangen eine ganz andere Religion zu predigen, als die bisherige war; er ist mit einem Ansehen und einer Macht unter seiner Nation aufgetretten, die alles erwarten ließ; er hat Vorkehrungen getroffen, die Jahrhunderte zu ihrer völligen Ausführung bedurften; er hat, da voraus zu sehen war, daß sein Leben dazu nicht hinreichen würde, sich Schüler gesammelt, die sein unternommenes Werk fortführen sollten, wenn er tod wäre; er hat sie darum sorgfältig herangezogen. — Wenn er jetzt nun von ihnen fort will, wo sie noch nicht einmal mit seiner eigentlichen Absicht vertraut sind; wo sie noch nicht die Hälfte der Einsichten haben, die sie brauchen — wo er es selbst gesteht, daß er ihnen noch vieles zu sagen hätte — es ihnen aber nicht anvertrauen dürfe; indem sie ihn nicht einmal verstehen würden. — Wer soll nicht zum wenigsten alle Hoffnung aufgeben, daß noch sein Unternehmen gelingen könne, wenn er auch weiter nichts thun will?

Allein lerne deine Kurzsichtigkeit kennen, Mensch! lerne das Unbegreifliche einsehen, das fast immer in den Wegen Gottes liegt — eben dadurch, daß Jesus jetzt von seinen Jüngern weggeht, wenn sie auch noch nicht alle die Einsichten haben, die sie brauchen, erreicht er seinen Zweck. Nie hätte er ihnen, wenn er auch noch so lange bei ihnen geblieben wäre, die nöthigen Kenntnisse beibringen können; er hätte ihnen immer sagen müssen: „ich habe noch vieles mit euch zu reden, aber ich darf es euch nicht anvertrauen, ihr versteht mich nicht" — warum? — weil ihre Vorurtheile zu groß waren, und weil besonders die thörichte Erwartung — der Messias müsse ein irdischer König sein — bei ihnen nur durch seinen Tod besiegt werden konnte. Geht Jesus weg, so müssen sie die eigentliche Absicht, warum er gekommen war, — ein moralisches Reich, ein Reich der Tugend und Sittlichkeit, zu stiften — nach und nach einsehen — und dem Geiste, den er versprach, kann es nun nicht mehr schwer werden, das Werk auszuführen, das er angefangen hatte.

Wir werden da auf eine sehr wichtige Betrachtung geführt, m. Fr.! — es ist die Be-

trachtung über die Schädlichkeit der Vorurtheile. Wenn Jesus sterben muß, um sie bei seinen Jüngern zu verdrängen, wie schädlich müssen sie sein! Es sei diese Stunde dem Nachdenken darüber gewidmet. — Zuerst sollen sie die Vorurtheile kennen lernen; dann sollen sie sehen, wie schädlich sie sind — aber endlich auch noch, was man zu thun hat, damit man sie — so viel möglich — entferne. Lassen sie uns vor allem Gott um seinen Segen bitten.

Unter Vorurtheil verstehe ich — ein Urtheil, das man über etwas gefällt hat, wobei man es an der nöthigen Prüfung der Gründe hat mangeln lassen. — Wenn man, ohne die gehörige Einsicht in eine Sache zu haben, darüber abspricht; wenn man im voraus für — oder wider etwas eingenommen ist, und also nicht mehr lange untersucht und prüft; sondern mit dem blossen Scheine zufrieden ist; wenn man sich oft bei seinen Entscheidungen von nichts, als seinen Leidenschaften bestimmen läßt: so ist so ein voreiliger Schluß nichts anders — als ein Vorurtheil.

Un=

Untersuchen sie die Vorurtheile, die selbst von gemeinen Leuten, mit diesen Namen bezeichnet worden; werden sie etwas anders finden können? Es ist ein Vorurtheil, das jeder dafür ansieht, wenn man Jemanden für fromm hält, weil er ein gewisses Kleid trägt, oder zu einem gewissen Orden gehört. Was ist es aber anders, als ein Urtheil, wobei man nicht mit der gehörigen Untersuchung zu Werke gegangen ist, sondern wo man sich nur von der Vorliebe zum Kleide oder zum Orden hat bestimmen lassen. Es ist ein Vorurtheil, das jeder dafür erkennt, wenn man alles Alte verachtet, und glaubt, nur das Neue sei gut und recht — oder wenn man im Gegentheile alles Neue verwirft, und nur das Alte anpreißt und lobt — aber was liegt da wieder zum Grunde als Mangel an Prüfung? — was ist es wieder anders, als ein übereilter Schluß, weil man entweder wider das Alte, oder wider das Neue zu sehr eingenommen ist? Es ist ein Vorurtheil, das die ganze Welt dafür ansieht, wenn die Juden an ihrem Messias einen irdischen König erwarten. Was berechtigt sie dazu? wo haben sie die hinreichenden Gründe dafür? — Reichthum und irdische

Macht waren ihre Lieblingswünsche. Unterthanen der Römer zu sein, das konnten sie nicht ertragen. Sie, das Volk Gottes, sie sollen auch die Herren der Welt sein, dachten sie; und daher kommt die Erwartung: „der Messias werde ein Eroberer, ein mächtiger König sein;" weil auch einige dunkeln Schriftstellen sie zu begünstigen scheinen. Nein! Vorurtheile sind nichts anders, als übereilte Schlüsse, Entscheidungen, wobei man es an der gehörigen Prüfung hat mangeln lassen — Urtheile, die man gefällt hat, ohne die gehörige Einsicht in eine Sache zu haben — wo man sich entweder nur von einem gewissen Ansehen, oder von der Macht der Leidenschaften hat bestimmen lassen — und die uns oft von Jugend auf ankleben, die oft von unsern Eltern auf uns übergegangen sind, die vielleicht Jahrhundertelang schon fortgepflanzt wurden, und sich manchmal unter eine ganze Nation verbreitet haben.

Aber jetzt lassen sie uns ihre Schädlichkeit kennen lernen.

Braucht es da mehr, als daß ich sie auf die Jünger Jesu aufmerksam mache? sehen wir

an ihnen nicht, daß Vorurtheile uns schon unfähig machen, die Wahrheit einzusehen? — ja das sehen wir! selbst ihn können sie nicht verstehen; selbst seine Reden sind ihnen verborgen; selbst die Wahrheit, die er ihnen vorträgt, können sie nicht fassen. Wenn er noch so deutlich von seinem baldigen Tode zu ihnen redet; so verstehen sie ihn nicht: „wir wissen nicht, was er sagen will," sprechen sie; wenn ers ihnen mit noch so geraden Worten sagt: er sei nur gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war; denken sie noch immer an ein irdisches Reich, das er stiften will. Nicht einmal im Stande sind sie, die deutlichste Wahrheit einzusehen, die er ihnen vorträgt; und daher kommt es auch, warum er sich gezwungen sieht, von ihnen wegzugehen, ohne sie noch recht unterrichtet zu haben.

Allein, sollte es nicht hinreichend sein, sie zu überzeugen, daß Vorurtheile uns unfähig machen, die Wahrheit einzusehen, wenn ich sie nur auf sie selbst aufmerksam mache? muß es ihnen nicht von selbst deutlich werden, wenn sie nur ihre eigene Erfahrung befragen? Sie können es nicht läugnen, m. Br.! daß sie so lange unfähig sind, die Wahrheit ein-

zusehen, als sie im voraus gegen sie eingenommen sind, und darüber abgeurtheilt haben. Sie können es nicht läugnen, daß ihnen nur darum oftmals die deutlichste Sache so lange verborgen geblieben ist, weil grobe Vorurtheile dagegen in ihnen geherrscht haben. Es ist natürlich — hat man einmal über etwas abgeurtheilt, so läßt man's bei seinem Urtheile bewenden; man giebt sich die Mühe nicht mehr, darüber weiter nachzudenken — die Gründe, warum man es für wahr angenommen hat, sind uns nicht mehr gegenwärtig; und so mag man dagegen sagen, was man will, es ist umsonst. Mischt sich nicht zu oft auch noch der **Stolz** mitunter? es wäre nach unserm Urtheile für unsere Ehre nachtheilig, wenn wir eine Meinung aufgeben wollten, die wir schon so lange genährt hatten; wir haben darum nicht einmal den **Willen**, über das nachzudenken, was man uns sagt. **Vorurtheile machen uns schon unfähig, die Wahrheit einzusehen.**

Aber sie verleiten uns zweitens, uns ihr sogar mit Gewalt zu widersetzen, wenn sie einmal recht Wurzel gefaßt haben; und Leute zu hassen, die sie uns predigen wollen? Ja nicht blos

unfähig machen sie uns, die Wahrheit einzusehen — sie sind im Stande uns so weit zu führen, daß wir uns ihr mit Gewalt widersetzen, und Leute hassen, die sie uns predigen. Sehen sie auch da nur wieder auf sich hin. Müssen sie es nicht wieder bekennen, daß sie sich manchmal sogar mit Gewalt der Wahrheit widersetzten, und mit allem Fleiße Leute zu hindern suchten, die sie ihnen predigen wollten; — bloß weil ihre Vorurtheile zu groß waren? Denken sie selbst darüber nach, das wird es ihnen deutlicher machen, als ichs ihnen sagen kann.

Wie wahr hat dieses Jesus schon gesagt, daß Vorurtheile die Menschen verleiten können, selbst mit Gewalt sich der Wahrheit zu widersetzen, und Leute zu verfolgen, die sie ihnen predigen wollen. Wenn er seinen Jüngern vorsagt, was sie um seinetwillen alles zu leiden hätten; so sagt er: daß Zeiten kommen werden, wo sichs die Menschen zum Verdienste anrechnen, sie zu hassen. Die Geschichte hat es auch bestättigt. Entsprangen nicht daher die Verfolgungen nicht blos der Apostel, sondern der ersten Christen überhaupt? war es nicht Vorurtheil, das den Paulus bis nach Damaskus führte,

um daselbst die Anhänger Jesu gebunden nach Jerusalem zu liefern? war es nicht das nämliche Vorurtheil, das die Juden so oft verleitete, die Christen zu verfolgen? hat nicht dieses Festhalten an einmal angenommene Meinungen, an verjährten Vorurtheilen schon unzähligemal die Erde mit Blut gedüngt, und die Annalen der Menschheit mit Geschichten angefüllt, worüber wir schon, und noch mehr die Nachwelt erröthen wird? *) entspringt nicht auch heute noch — zum größten Theile, wenigstens daher die Verketzerungssucht der rechtschaffensten Männer, und der Verfolgungsgeist, wider den man bei so manchem Frömmler und Afterchristen zu kämpfen hat? Die Vorurtheile, wenn sie einmal bei uns eingewurzelt haben — ach! sie machen uns nicht blos unfähig, die Wahrheit einzusehen, sie sind im Stande uns zu verleiten, daß

wir

*) Man erinnere sich an die Ketzerverfolgungen — an die Inquisition in Spanien, und weiland L** Zeiten in Baiern — an die Kreuzzüge, und an die Ströme Blutes, die in Amerika flossen, unter dem Vorwande ihm den Glauben zu predigen — mit Feuer und Schwert — biethen sie uns nicht Scenen dar, über die wir erröthen müssen? und was war die Ursache von ihnen? —

wir uns ihr sogar mit Gewalt widersetzen.

Aber daher kommt auch noch größtentheils der Unglaube unserer Zeit. Zweifeln sie nicht daran, m. Br.! Vorurtheile und der Aberglauben, die sind die vorzüglichsten Quellen des Unglaubens in unsern Tagen. Die Thorheiten, auf die man einst so viel gehalten hatte, hat man nach und nach einsehen gelernt; und da man die Religion selbst für sie ansah, hat man sie weggeworfen. Studieren sie den Gang unsers Jahrhunderts, und sie werden es finden, daß es so ist. Das ist die schöne Frucht des Aberglaubens und der Vorurtheile, und der Bemühung sie aufrecht zu erhalten; ich wünsche, daß nicht noch was ärgers erfolgen möge. —

Allein lassen sie jetzt uns sehen, was wir zu thun haben, daß wir, so viel möglich, die Vorurtheile entfernen.

Wenn man die Quellen weiß, woraus sie entspringen, so hat man weiter nichts zu thun, als daß man sie zustopfe. Es ist also alles, worauf wir hier zu sehen haben, daß

wir

wir die Quellen kennen lernen. Woher kommen sie nun? welches sind ihre Quellen?

Die erste ist eine schlechte Erziehung. Die Erfahrung überzeugt uns davon. Herrschen nicht die meisten Vourtheile bei dummen und unwissenden Leuten, die keine edle Erziehung genossen haben? Man hat es bemerkt; es liegt am Tage, daß wir die meisten Vorurtheile schon von unsern Eltern ererben; oder daß doch die falschen Grundsätze, die uns in unserer Jugend beigebracht wurden, daran schuld sind. Will man also Vorurtheile, die man oft nachher mit aller Mühe nicht mehr wegräumen kann, entfernen; will man sie gleichsam in ihrer Quelle ersticken, so befleiße man sich, die Menschen besser zu erziehen. Man errichte bessere Schulen, oder man arbeitet vergebens, Vorurtheile wegzuräumen.

Die zweite Quelle der Vorurtheile ist, Mangel am Selbstdenken. Bei der sorgfältigsten Erziehung sind wir nicht im Stande, alle Vorurtheile zu vermeiden, wenn wir nicht gewohnt sind, selbst zu denken. Wir werden tausend falsche Ansichten bekommen, tausend schiefe Vorstellungen gewinnen, tausend Irrbegriffe

griffe auffassen, wenn wir diese Pflicht nicht kennen. Will man also Vorurtheile entfernen, so gewöhne man sich zum Selbstdenken. Nur das kann den Mangel am zweckmäßigen Unterrichte ersetzen, und ist gewiß auch das einzige Mittel, sich von Vorurtheilen zu heilen, wenn man sie einmal angenommen hat. Sollen Vorurtheile unter uns weniger werden, so befleiße man sich also überall selbst zu denken.

Allein die vorzüglichste Quelle der Vorurtheile ist — Mangel an Herzensgüte. Oder sind es nicht unsere verdorbenen Neigungen; — ist es nicht unser böses Herz, das uns so oft die Wahrheit verkennen läßt? Da liegt der Grund, warum die Jünger Jesu immer nur ein irdisches Reich erwarteten, und er sie verlassen muß, ohne sie noch völlig unterrichtet zu haben. Kam nicht die Mutter der beiden Zebedäus nur darum zu Jesu, um den ersten Platz für sie in seinem Reiche zu erbitten; mache, daß diese meine Söhne einer zu deiner Rechten, der andere zu deiner Linken sitze? und war nicht ihr Stolz, ihre Rangsucht daran Ursach? War nicht das oftmalige Fragen der Jünger, wer unter ihnen der größte

te wäre, nur die Folge ihres noch zu wenig von der Welt abgezogenen Herzens? wenn Petrus selbst auf Lohn dringt, und Vergeltung, weil er alles verlassen hatte, ist es nicht Mangel an Herzensgüte, das es verursacht? Sieh! wir haben deinetwegen alles verlassen, und sind dir nachgefolgt; was wird uns also dafür werden? O! hätte es den Jüngern nicht an edler Absicht, an Neigungslosigkeit, an der nöthigen Losschälung von der Welt gefehlt — das falsche Vorurtheil von einem irdischen Reiche Jesu hätte nie so tief in ihnen gewurzelt. Daß es bei den Juden nichts anders war, warum sie Jesus verkannten; warum sie sich in ihrem Messias immer nur einen Eroberer, einen großen Helden vorstellten, als ihr verdorbenes Herz, das haben wir schon oft gesehen. Sie hielten alles auf eine große Macht und irdische Vorzüge; sie opferten alles ihrem Nationalstolze; sie waren voller Einbildung auf ihre Vorrechte, als das auserwählte Volk; und so konnte es nicht anders sein, als daß sie statt einen moralischen Herrscher, nur einen irdischen großen König erwarteten.

Es ist so, m. Br.! Mangel an Herzensgüte ist die vorzüglichste Quelle unserer Vorurtheile.

theile. Sagen sie selbst, ob es anders sein kann, als daß wir alle Dinge gleichsam nur auf der Seite ansehen, wo sie unsern Neigungen am beßten gefallen? Wir wissen, wie viele Macht unser Herz über unsern Verstand ausübt — nicht einmal den Willen haben wir, eine Sache genauer zu prüfen, wenn einmal eine verbothene Neigung dagegen in uns Platz genommen hat; was man wünscht, glaubt man gerne, sagt schon ein Heid.

So verstopfen sie nun vor allen diese Quelle; hüten sie sich vorzüglich, daß ihr Herz nicht ihrem Verstande vorspringe; seien sie auf nichts so beständig aufmerksam, als auf ihr Herz. Wollen sie, daß Vorurtheile unter uns verscheut werden, so suchen sie zuerst ihre Kinder besser zu erziehen; gewöhnen sie sich, dann überall selbst zu denken — aber vorzüglich hüten sie sich, daß ihr Herz nicht verdorben werde. — Sie sind nicht im Stande, die Wahrheit einzusehen, wenn sie sie hassen — und sie sind ihr feind, wie ihr Herz verdorben ist. Es muß die Macht des Aberglaubens und der Vorurtheile einmal gebrochen werden; es ist Zeit dazu, sonst werden die Zerrüttungen noch immer größer.

Lassen

Lassen sie uns also daran arbeiten; lassen sie uns der Jugend schon reine Lehre Jesu beizubringen suchen; und wenn wir älter geworden sind, so lassen sie uns dafür sorgen, daß wir nicht durch Leidenschaften sie verdunkeln. Nur dann werden wir frey werden von Aberglauben, wenn wir das Evangelium recht kennen, und auch bereit sind, seine Vorschriften zu befolgen. Amen.

VI.

Die Tugend.

Ueber Markus XVI. 19.

Am Himmelfahrtstage 1802.

Nachdem der Herr Jesus so zu ihnen geredet hatte, ward er in den Himmel aufgenommen, wo er zur Rechten Gottes sitzt.

Mark. XVI. 19.

Das war der Ausgang der oft so verworrenen Schicksale Jesu. Mit einem Triumphe enden sie sich, der über alles geht. Nachdem er so zu ihnen geredet hatte, ward er in den Himmel aufgenommen, wo er zur Rechten Gottes sitzt.

Was hatte Jesus alles leiden müssen; wie schwer wurde es ihm, das Werk unserer Erlösung zu vollenden; welche Opfer, welche Entsagungen, welchen Kampf kostete es ihm nicht? in Armuth wurde er gebohren, und brachte sein Leben hin; von der Stunde an, wo er öffentlich als Lehrer der Menschen auftratt, war Spott und Verachtung von Seite der Führer seines Volkes sein Antheil — und kreuzigte man ihn nicht zuletzt, wie den niedrigsten Römersklaven? Wie qualvoll waren seine letzten Tage; welche Martern hatte man ihm noch

für die wenigen Stunden seines mühvollen Lebens bereitet! so vieles mußte noch keiner leiden, als Jesus. — Aber er dauert aus, er bleibt standhaft, und wie selig ist nicht das Ende davon! ein Lohn wird ihm dafür, der der schönste und größte von allen ist.

Das ist stets das Ende der Tugend. Sie mag hier verkennt werden; sie mag sich verbergen müssen; — mag nur über Disteln dahinwandeln, der Ausgang ist selig. Ein Land der Ruhe und Unsterblichkeit empfängt den Frommen; und wie Jesus aufgenommen ward in den Himmel, so wird auch er ewig bei ihm sein.

Aber was heißt denn fromm sein; was ist denn Tugend; was wird erfodert dazu, daß man sagen könne, man sei tugendhaft; kommt es auf die Werke, oder auf die Gesinnung an? Wir wollen es untersuchen; und dann sehen, wie wichtig es für uns sei, es zu wissen.

Du, der du heute die Erde verlässest, und wieder in den Himmel zurückkehrst, von

dem du unsertwegen gekommen bist, segne diese Betrachtungsstunde.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß derjenige, der tugendhaft sein will, sich guter Werke befleißen müsse. Wer wird den tugendhaft nennen wollen, der nie etwas Gutes thut, wo er doch überall die stärksten Auffoderungen dazu findet? Wer seinen Gott aufrichtig liebt, wer hohe Achtung für seine Pflicht hat, wer seinen Beruf kennt, der muß nicht bloß das Gute achten und lieben, er muß es auch, so viel es möglich ist, auszuüben suchen. Es ist das keinem Zweifel unterworfen. Aber sind es darum die Werke, die uns tugendhaft machen, oder kommt es alles nur auf die innere gute Gesinnung an? Wir wollen es untersuchen.

Seht da den Mann, der alles thut, was man nur immer von ihm fodern kann. Er erfüllt mit Genauigkeit seine Pflichten; er ist der wohlthätigste Menschenfreund, den sie sich vorstellen können; denn sie können versichert sein, daß er keinen Armen von sich läßt, ohne ihn zum wenigsten getröstet zu haben. — Aber, Freunde! sein Herz ist dabei bö-

se; er thut das Gute, das sie an ihm sehen, nicht, weil er auch wirkliche Achtung dafür hat; sondern weil es ihm einträgt; er ist in seinem Berufe genau, weil er dadurch eine höhere Bedienstung zu erlangen hofft — und alles Gute, das er den Armen thut, thut er aus kleinlicher Ruhmsucht, um als ein Menschenfreund angepriesen zu werden. — Nennen sie ihn tugendhaft? sprechen sie ihm nicht bei aller äußerer Rechtschaffenheit alle Tugend ab, weil seine innere Gesinnung nicht gut ist, und fürchten sich nicht, daß auch nur einer sagen wird: sie thun unrecht daran?

Seht da diesen, er beobachtet die gewissenhafteste Enthaltsamkeit; nicht einmal ein Wort erlaubt er sich wider Zucht und Ehre — aber es geschieht nicht, weil er eben die Keuschheit hoch hält; weil er weiß, daß sie dem Menschen einen besondern Adel giebt, und man durch Wollust seine vernünftige Natur herabwürdigt. Er ist von Natur aus kalt und gleichgiltig gegen derlei Ausschweifungen; oder er thut es, um als der einzige Loth in einem verdorbenen Sodoma angesehen zu werden. — Nennen sie

ihn

ihn keusch? sagen sie nicht laut, er kenne diese schöne Tugend nicht? „wer keusch sein will, dem muß es auch Mühe kosten; Keuschheit muß das Werk des ernstlichen Vorsatzes und der Achtung für diese Tugend sein; wenn äußere Keuschheit nur die Frucht des Einsperrens, oder eines eiteln Stolzes ist, so verdient sie nie den Namen der Tugend,“ so sagen sie.

Seht da wieder einen, er geht sorgfältig in die Kirche — aber er stellt sich da immer vorne an, wo er von vielen gesehen wird, wie der Pharisäer einst; er schaut mit Verachtung auf seinen bethenden Mitbruder hin, weil er ihn für einen größeren Sünder hält; er bethet nicht, er zählt Gott nur seine guten Werke vor, die er die Woche durch verrichtet hat, und spricht: „sieh, was ich alles für dich gethan habe; welch großer Lohn muß mir also nicht auch einst dafür werden?“ — Ich frage sie nicht einmal, ob sie ihn für tugendhaft halten; sie sehen ihn mit Unwillen an, und statt daß sie sagen: er sei tugendhaft, erklären sie ihn laut für einen abscheulichen Heuchler, der die Tugend

gend nicht einmal kennt, und diese himmlische Schöne nur verächtlich macht.

Brauch ich mehr zu sagen? sie müssen es einsehen, dünkt mich, daß nicht die Werke, die wir thun, uns tugendhaft machen; sondern daß wir bei den edelsten Werken nichts weniger als tugendhaft sind, wenn uns dabei die innere, gute Gesinnung mangelt.

Ja! so ist es; nicht in äußerer Rechtschaffenheit besteht die Tugend, m. Br.! sie hat ihren Wohnsitz im Herzen. Der alles was gut und recht ist, *) aufrichtig achtet und

*) Aber was ist gut; was ist recht; was ist das, was man lieben und achten muß, wenn man tugendhaft sein will? Man kann darauf nichts anders antworten, als, es ist das — was dir deine reine Vernunft — unabgesehen auf die Folgen — unabhängig von aller Erfahrung, als solches darstellt.

Die Kenntniß dessen, was gut und böse sei, muß nicht erst durch Belehrung, nicht erst durch das Aufmerken auf die guten oder bösen Folgen unserer Handlungen in uns hineingebracht werden; sie liegt schon vor aller Belehrung

und liebt, und es eben dieser Achtung wegen thut, der ist tugendhaft. Der keinen andern Willen hat, als überall alles, was sein Gott will, und was ihm sein Gewissen befiehlt, mit aller Genauigkeit zu erfüllen, und es blos darum zu erfüllen, weil es sein Gott will, den er über

---

rung und Erfahrung in uns. Da hat der tiefdenkendste Philosoph vor dem gemeinsten Manne, der nur gesunden Menschenverstand hat, nichts im voraus; oft entscheidet der weit richtiger, als jener. Frag einmal den gemeinsten Taglöhner, wenn er nur geraden, schlichten Menschensinn hat, über etwas: ob es recht gethan war, oder nicht — er wird dir's ohne viel Nachsinnen sagen, und zwar mit einer Richtigkeit, über die du staunen mußt — und wenn du ihn fragst, warum er so entscheide: so wird er dir nichts anders antworten, als: „das sagt ja aller Menschen Vernunft."

Wir müssen da die Vorsehung bewundern, die darin, was allen Menschen das Nothwendigste ist, dem Philosophen so wenig etwas voraus gab, als dem gemeinen Manne. Man sehe hierüber Mutschelle über das sittliche Gute S. 126, und seine philosoph. Gedanken B. II. S. 51 — 56.

über alles liebt; und es ihm sein Gewissen befiehlt, dessen Gebothe er über alles achtet; der diesen Willen, diesen Vorsatz zu seiner herrschenden Gesinnung hat werden lassen, der jede andere Triebfeder verwirft, oder nur in so ferne darauf acht hat, als sie diesen reinen Willen zu bestärken dient — und der, sollte er auch darum sterben müssen, entschlossen ist, nichts seiner Pflicht zu vergeben — nur der ist tugendhaft. *)

Kön.

---

*) Was da mit mehrern Worten gesagt ist, könnte man kürzer so ausdrücken: „Tugend ist die reine Achtung für's Sittengesetz, und der daraus entspringende freie, feste Vorsatz ihm überall gemäß zu handeln" oder noch kürzer „Tugend ist die Liebe zum Guten, verbunden mit dem ernstlichen Streben es auszuüben." Oder wie Mutschelle sagt: „Tugend ist der überlegte tapfere Wille, der ernste immer mehr herrschende freie Vorsatz, den Anmaßungen der Sinnlichkeit zu widerstreben, sich allein durch das heilige göttliche Sittengesetz und durch die reine Achtung desselben in all seinem Wollen und Handeln leiten zu lassen." Oder wie es endlich Kant ausdrückt: „Tugend ist die Stärke des Vorsatzes überall seine Pflicht zu thun; ist

die

Können sie daran zweifeln? Diese Tugend kann nur Gott gefallen; nur dieser feste, und

die herschende gute Gesinnung, die Kraft allem, was unserer guten Gesinnung zuwider ist, zu widerstehen."

Dem Volkslehrer rathe ich, wie ichs that, auch noch den Willen Gottes und die Liebe zu ihm, als Beweggrund zur Uibung des Guten aufzunehmen; er ist nicht nur für das Volk der faßlichste, sondern auch der stärkste. Man muß aber vor allen seine Zuhörer Gott selbst würdig kennen gelehret haben — als das sittlich-vollkommenste Wesen, das überall nur Sittlichkeit von uns fodert. Hierüber sagt Mutschelle sehr schön; „Man würde daraus, daß man das Gute um des Guten, und nicht um der Folgen wegen wollen und thun solle, ungerecht folgern, daß man es aus gar keinen andern unmittelbaren Grunde z. B. der Liebe Gottes thun dürfe. Der letzte allgemeine Grund unsers Wollens bleibt freilich immer dieser: „Strebe nach dem, was dir deine Vernunft als gut und recht darstellt;" aber der nächste unmittelbare, darf auch jeder andere sein, der aus jenem abgeleitet ist. So sagt uns ja selbst unsre Vernunft, daß es gut, recht und pflichtmäßig sei, Gott, die höchste Vollkommenheit, den besten Vater und Wohlthäter, über alles lieben, und alles aus Liebe

und reine Wille kann uns überall unserer Pflicht treu machen; — und er allein giebt dem Menschen einen Werth.

Oder kann eine andere Tugend Gott gefallen, als diese? Sehen nicht selbst wir im=

zu ihm thun. Auf gleiche Weise sagt uns unsre Vernunft, daß es gut und recht sei, seinen Mitbruder, wie sich selbst lieben, und diese Liebe zum Grunde seiner wohlwollenden und wohlthätigen Handlungen machen."

„Es ist hier noch bemerkenswerth, daß selbst die Kenntniß und Liebe Gottes auf jenen Grund zurückwirke, und ihm zum Behufe menschlicher Schwachheit eine höhere Sanktion ertheile, als er sonst nicht haben würde. Denn ermuntert sich der Gottesläugner mit dem Grundsatze: „Strebe dem nach, was dir deine Vernunft als gut und edel anpreiset; „so weis sich der Gottesverehrer durch eine weit höhere Sanktion aufzufodern: „Strebe dem nach, was dir Gott durch deine Vernunft als gut und edel darstellt." — Der gläubige Christ giebt der Auffoderung seiner selbst noch einen neuen Zusatz von Kraft und Licht, wenn er sagt: „Strebe dem nach, was dir Gott durch deine Vernunft und durch das laute Wort seiner eigenen ewigen Weisheit, durch Jesum, als gut, recht und edel anpreiset!" Ueber das sittlich Gute S. 163.

immer nur auf das Herz? wir fodern von unsern Freunden, daß sie uns nicht blos äußerliche Achtung erweisen; wir wollen, daß sie uns auch im Herzen gut sind. Ohne innere Achtung, ohne Liebe zu uns gefallen uns selbst ihre Geschenke wenig. So erklärt es sich, wie uns oft eine nichtsbedeutende Kleinigkeit so lieb sein könne, blos weil sie von einem Herzen kömt, das nur für uns schlägt, und so gerne mehr gegeben hätte. So erklärt es sich, warum wir die größten Geschenke gleichgiltig ansehen, wenn wir die unredliche Gesinnung desjenigen kennen, der sie uns gegeben hat. Geben wir also so sehr auf die Gesinnung acht, die man gegen uns hegt — wie sollte Gott mit äußern Werken zufrieden sein können, wobei ihm das Herz nicht ergeben ist? Nur die Tugend, die in innerer Rechtschaffenheit besteht, kann Gott gefallen.

Aber nur sie ist auch im Stande uns überall anzutreiben, unserer Pflicht treu zu sein; und durch sie erhält der Mensch erst einen Werth. Wie, wenn wir nicht gut sind, weil wir das Gute auch lieben; wenn wir nicht unsere Pflicht

er-

erfüllen, weil das Gottes Wille ist, und es unser Gewissen befiehlt, wenn uns schmutziger Eigennutz dazu antreibt, oder kleinliche Ruhmbegierde spornt, oder eine andere niedrige Triebfeder — werden wir dort auch noch gut sein, und unsere Pflicht erfüllen, wo weder etwas zu gewinnen ist, noch wir vielen Beifall zu hoffen haben? — Nur die Stimme unsers Gewissens, nur die reine Achtung für unsere Pflicht, der Wille eines Gottes, für den wir auch dort, wo wir von keinem Menschenauge gesehen werden, Verbindlichkeit fühlen, nur die können uns überall und allzeit antreiben, rechtschaffen zu handeln. Sieht der Eigennützige seinen Vortheil nicht, so unterläßt er heute das Gute, das er gestern mit so vieler Aufopferung, wie es schien, befördert hat. Ist der Ehrgeitzige allein — wird er von keinem Menschenauge gesehen, so bringt er doppelt den Zwang wieder herein, den er sich sonst anthun mußte — und der so glänzende Wohlthäter, wenn er bemerkt wird, stoßt den Armen mit dem Fuße von sich, wenn er nur verborgen bleiben kann. Nie werden wir unsere Pflicht überall erfüllen; nie allzeit und überall gut sein, wenn uns nicht blos die reine Achtung

für

für unsere Pflicht, der Befehl unsers Gewissens, und Gottes Wille dazu anspornt.

Aber nie erhält der Mensch auch ohne dem einen Werth. Nur der sittlich gute Wille giebt ihm einen Werth, und nöthigt uns unbedingte Achtung für ihn ab; wenn sein Herz edel schlägt, wenn ihn nur Liebe fürs Gute beseelt, wenn er, mit einem Worte — einen sittlich guten Willen hat, so hat er erst einen Werth, und zwar den unbedingtesten und höchsten; da muß ihn jeder achten, da zollt ihm selbst der verworfenste Bösewicht seinen Beifall; er mag über ihn öffentlich spotten, im Stillen kann er ihm seine Achtung nicht versagen — und wenn er seine Tugend durch schändliche Verläumdung zu schwärzen sucht; so geschieht es nur, weil er ihre Würde fühlt, und zu schwach ist, sie sich auch eigen zu machen. *)

Las-

*) Nichts als ein sittlich guter Wille, sagt Kant, und alle gesunde Menschenvernunft mit ihm, hat und giebt einen vollen unbedingten Werth; alles übrige, Reichthum, Schönheit, Vergnügen, selbst die ausgebreiteste Kenntniß, und was es auch immer sonst noch sei, hat an und für sich selbst

Lassen sie mich ihnen das Bild des wahrhaft Tugendhaften aufstellen, m. Br.! sie werden

den

---

selbst keinen. Man kann die Pracht der Fürsten anstaunen, kann man aber sie auch hochschätzen darum? Kann der Liebling des Glückes und der Freude mir darum, weil er mitten in ihrem Schooße sitzt, wahre innige Hochachtung abzwingen, die nur der sittlichen Güte, der Liebe zu allem Guten, und Wahren gehört, an der's ihm mangelt? — — Der fähigste Minister mag sich auf die geheimsten Triebräder aller Kabinette verstehen, sie nach Gefallen zum Ablaufen aufziehen, oder mitten in ihrem Laufe stellen, mag das Gleichgewicht von Europa in seiner Waage halten — wenn er sich dazu unedler, ungerechter Mittel bedient, hier einen Rechtschaffnen stürzt, und dort einen Treulosen erhebt: so kann ich wohl seine schnelle Fassung und Entschlossenheit, seine Fein- und Gewandtheit, seine hellen und tiefen Einsichten, und die hohe Kraft seines umfassenden Genie's bewundern, aber wahre innere Hochachtung fodere er nicht; dieß wäre eine Zumuthung, gegen die sich der gesunde Menschenverstand nothwendig sträubte, wenn auch alle Journale und Zeitungsblätter von seinem Lobe ertönten. Der Taglöhner, der sein schwarzes Stück Brod redlich und ehrlich verdient, und unter dankbarer Aufsicht zu Gott mit seinen Kindern und seinem Weibe in

Freu-

den sehen, daß er eine Würde hat, die über alles geht; und daß selbst der Bösewicht gezwungen wird, auch wider Willen ihm seine Achtung zu schenken.

Seht da den Mann, von dem ich sage, daß er wahrhaft tugendhaft sei. Er kennt keinen höhern Beruf, als überall Segen und Wohlfahrt zu verbreiten. Er ist der Fuß des Lahmen, das Auge des Blinden, er ist zum wenigsten der Tröster des Unglücklichen, wenn er ihm anders nicht helfen kann. Ueber das arbeitet er vom frühen Morgen an bis in die Nacht in dem Dienste seines Vaterlandes, und scheuet sich nicht, auch dem Fürsten zu sagen: „du thust unrecht," wenn er sieht, daß er gegen seine Pflicht handelt. Er ist zudem der treueste Unterthan, der beste Gatte, der zärtlichste Vater, der aufrichtig-

tig-

Freude und Liebe verzehrt, hat bei mir einen höhern Werth, verdient meine reinere ungeheuchelte Hochachtung; und wo ist das Tribunal der weisen, guten, und edlen Menschen, das laut vor aller Welt sagen kann: „Da thust du unrecht daran?" S. Mutschelle, Ueber das sittliche Gute. S. 3.

tigste Freund. Und ist er etwa das alles nur, weil er seinen Vortheil dabei hat? o nein! seine Verdienste werden nicht einmal anerkennt. Er hat Feinde, und die wissen seine edelsten Thaten zu schwarzen Verbrechen zu machen; ja sie bringens so weit, daß er bei all seiner Tugend in den Kerker wandern muß. Freilich kann er sich den Augenblick aus ihm retten — er darf nur den, den der Fürst schuldig wissen will, als schuldig erklären, und er ist gerettet. „Aber nein, sagt er, das thu ich ewig nicht; mein Gewissen — meine Pflicht — das Vaterland, das mich als seinen Sachwalter aufgestellt hat, verbiethet es mir — sollte ich darum sterben müssen.“ Um ihn wankend zu machen, führt man ihm seine Gattinn und seine einzige Tochter vor. Man sagt ihm, sie sollen die Strafe des Vaters und des Mannes mittragen — sie sollen vor seinen Augen hingerichtet werden; man droht ihm, was mehr noch als Tod ist — sie ehevor entehren zu lassen. Aber! „sind sie wahrhaft tugendhaft, sagt er, so werden sie auch zu sterben wissen; der oben wird sie stärken; und wenn man ihnen äußere Ehre raubt, so kann ihnen doch die inne-

re

re kein Tyrann entreissen; wahre Keuschheit ist inwendig." So entschlossen geht er wirklich zum Tode, und endet auf dem Schafot. *)

Ich sage kein Wort weiter! wer da nicht fühlt, was Tugend sei; wer da nicht den Menschen in seiner höchsten Würde erblickt, für den sind alle Worte vergebens. Da zeigt sich die Stärke des Vorsatzes, überall seine Pflicht zu thun, es koste, was es wolle, weil man seine Pflicht über alles liebt; und darinn besteht die wahre Würde des Menschen; und allein — die Tugend. **)

Aber

*) Will man lieber wirkliche Geschichten; so erinnere man sich an den Juden Eleazar, oder an Jesus, oder an Thomas Morus.

**) Man könnte aber da doch fragen: „ob man denn, wenn man tugendhaft sein wolle, gar nicht auf Belohnung oder Strafe; gar nicht auf die Folgen unserer Handlungen sehen dürfe, so, daß sonst immer die Tugend an ihrem Werthe verlöhre?" — Man kann geradezu antworten: man mag immer auf Belohnung oder Strafe sehen, wenn nur die Achtung, die man für die Tugend hat, die Haupttriebfeder ist, die sie hervorbringt. Das Gute lieben und thun um

seiner

Aber jetzt lassen sie uns sehen, wie wichtig es für uns sei, dieses zu wissen.

Ist

---

seiner selbst willen, muß immer obenan stehen — dann mag man auch wohl auf seine beseligenden Folgen sehen, um so gleichsam die Sinnlichkeit mit Sinnlichkeit zu bekämpfen und niederzuschlagen, und der Vernunft Luft zu machen, daß sie sich um so freier regen, und durch Abscheu vor der innern Häßlichkeit des Bösen, durch reine Achtung für das Gute zur Vollbringung des Guten bestimmen möge.

Wollte aber einer nur bloß eines Himmels oder einer Hölle wegen gut sein; so müßte man ihm sagen: daß er es nicht sein könnte. Nennst du den tugendhaft, der nicht stiehlt, weil er den Galgen fürchtet? reiß den Galgen nieder, und es wird kein Eigenthum vor ihm sicher sein. Eben so wenig nenn' mir den tugendhaft, welcher sich gerne seiner Lieblingsneigung ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte. Du mußt von ihm sagen: daß er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre, daß er den Vortheil der tugendähnlichen Gesinnung liebe, die Tugend aber selbst hasse. Dürfte man bloß der Strafe oder des Lohnes

wegen

Ist es nicht darum schon wichtig für uns, es zu wissen, weil wir nun nicht mehr

---

wegen das Gute thun, oder das Böse meiden; so müßte auch Lohnsucht die allgemeine Haupttugend sein, und das Streben nach Lohn das Hauptverdienst ausmachen, wodurch man sich würdig machte, belohnt zu werden. Wir müßten uns da Gott gleichsam wie unsre schwachen Regenten vorstellen, denen es am Ende genügt, durch ausgesetzte Preise die gemeinnützigen Thaten zu erhalten, und durch angedrohte Strafen die gemeinschädlichen zu hindern — der Handelnde mag auch im Herzen gesinnt sein, wie er wolle, das Verbothne lieben, und das Befohlne hassen, wenn er nur jenes meidet, und dieses thut, weil er Streiche befürchtet, oder Gewinn hofft. — Aber so eine Hoffnung künftiger Seligkeit gründet sich auf einen Begriff, den sich kein Gottesverehrer von Gott machen darf, ohne ein Lästerer zu werden. Der Liebe des Guten, nicht der Liebe zum Lohn, ist Lohn und Seligkeit verheißen.

Aber wie! wenn man sich unter Himmel nichts anders vorstellte (auf Hölle läßt sich leicht die Anwendung machen), als höhere Liebe zu allem Guten, höhere, von widerstrebenden Neigungen ungestörte, sittliche Vollkommenheit, höhere Liebe des vollkommensten Wesens, innigere Liebe seiner vernünftigen Mitgeschöpfe, hö-

dort die Tugend suchen werden, wo wir sie nicht finden können. Wir werden jetzt dafür sorgen, m. Br.! daß wir vor allen das Gute lieben, weil nur darinn die Tugend besteht — die Werke werden von selbst folgen. Schon darum ist es wichtig für uns,

---

here, weiter zur Ausübung alles Guten um sich her reichende Wirksamkeit — mit einem Worte: zum Lohne für seine Tugend auf Erden, ganz vorzüglich höhere Tugend und sittliche Güte — ein Begriff, der gewiß der würdigste ist, den man sich vom Reiche Gottes in der Zukunft zur Ehre seines Stifters machen kann, und wo unsere gegenwärtige Periode mit der künftigen, unsere Vervollkommung hier mit der Emporhebung zu höherer Vollkommenheit dort in dem genauesten Zusammenhange stehet — wenn man sich so den Himmel vorstellte!! dann Freund! magst du immer und einzig um des Himmels, einzig um künftiger Belohnung willen tugendhaft sein. Denn du liebst das Gute nur um des Guten, die Tugend nur um höherer Tugend willen, nach der du strebst, und die du hoffst. Dein Himmel ist der Wohnsitz der Tugend und Vollkommenheit, und die Belohnung deiner Tugend ist Tugend. S. Mutschelle über das sittl. Gute X. Abschn.

uns, zu wissen, worinn wahre Tugend bestehe, weil wir sie jetzt nur auch dort suchen werden.

Aber jetzt höret alle jene Werkheiligkeit auf, die man so oft gesehen hat, mit der man sich betrog, und Gott, so zu sagen, betrügen wollte; jetzt wird man nicht mehr glauben: man sei schon ein Christ, und dürfe den Himmel hoffen, wenn man alle gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien mitmacht; wenn man oft zur Beicht, und zum Abendmahle geht; jetzt wird man sehen, daß dieß alles nur in so ferne einen Werth habe, als es dient, eine gute Gesinnung in uns hervorzubringen, und Mittel zur Tugend wird. Man wird diese Dinge für das ansehen, was sie ihrer Einsetzung und Bestimmung nach sind — Beförderungsmittel eines heiligen Sinnes und Wandels, nicht Zauberformeln, womit man die Tugend wider Willen in uns hineinbringt.

Wie! mußt du nicht jetzt drittens einsehen, mein Christ! daß nicht blos Gesetzwidrigkeit unserer Handlungen, nicht blos

böse

böse Thaten Sünde sind, und dich vom Himmelreiche ausschlüssen, sondern daß es auch schon der Wille, Böses zu thun, und die gesetzwidrige Gesinnung thun kann? Da muß dir der Ausspruch Jesu klar werden, daß auch der schon ein Ehebrecher, und vor Gott eben so strafbar sei, der nur die Begierde auf das fremde Weib hat.

Jetzt mußt du viertens einsehen, mein Christ! daß nicht einige Gebothe halten, und die andern wieder übertretten, schon selig mache; daß es keine halbe Tugend gebe, sondern daß sie ganz sein müsse, und man sonst keine Seligkeit hoffen dürfe? Da erklärt sich die Stelle des Apostels Jakob: wer auch das Gesetz nur in einem übertritt, macht sich der Uebertrettung des ganzen schuldig. Denn besteht die Tugend in der guten Herzensgesinnung, ist sie der feste, freie Vorsatz, überall seine Pflicht zu thun, weil das Gottes Wille ist, und es unsere Pflicht befiehlt; so muß sich dieser Vorsatz auf alles erstrecken; es kann keine Ausnahme gemacht werden — wer tugendhaft

sein

sein will, muß das Gute, wo er es nur immer antrifft, achten und lieben, und eben darum auch überall thun.

Aber um wie viel wichtiger wird noch die Ueberzeugung für uns, daß die Tugend nicht so fast in der äußerlichen Handlung, als vielmehr in der innern guten Gesinnung bestehe. Kann dir jetzt die Tugend entrissen werden, mein Christ! oder kann es dir auch nur an einem Tage fehlen, so tugendhaft zu sein, als du nur immer willst? Tugend hat ihren Wohnsitz im Herzen, sie ist die Stärke des Vorsatzes, überall seine Pflicht zu thun; wenn man dir also auch dein Leben nähme, kann man dir diesen Vorsatz entreissen, wenn du nicht selbst willst? wenn dich der Tod von der Erde wegnimmt, so geht er (dieser Vorsatz) mit dir in die Ewigkeit hinüber, und wird ewig bleiben. Und wie! kann es dir auch nur einmal an Gelegenheit fehlen, tugendhaft zu sein; kannst du dich auch nur einmal beklagen, daß es dir nicht möglich sei, so viel Gutes zu thun, als du willst? kannst du den Vorsatz, überall deine Pflicht zu erfüllen, nicht alle Augenblicke erneuern? kannst du ihn nicht durch die Be-

trachtung des göttlichen Willens, und durch den beständigen Hinblick auf deine Pflicht mit jedem Augenblicke stärken? — und bist du dann nicht tugendhaft? thust du da nicht immer Gutes? Es kommt nicht auf das an, was wir thun, sondern auf den der Tugend ergebenen Willen; es entscheiden nicht die Thaten, ob wir tugendhaft sind, sondern die rechtschaffenen Gesinnungen — wer seine Pflicht über alles achtet, und liebt, und eben darum bereit ist, sie auch überall zu erfüllen, wo es ihm möglich ist — hat im Voraus schon das Verdienst, als wenn er sie erfüllt hätte; er ist schon tugendhaft, bevor seine Gesinnung, sein Vorsatz zum Werke wird, und wird es bleiben, wenn er auch nicht im Stande ist, ihn zum Werke zu bringen. *)

Freue

*) „Es ist von unserm Verfasser (Herrn Weiß), sagt Mutschelle, sehr richtig bemerkt worden, daß die Tugend eigentlich nur in dem innern, freien und ernsten Wollen bestehe, wenn gleich von dem, was man will, aus Mangel an Kraft und Gelegenheit, oder aus was immer für einem nicht in unser Macht stehenden Zufalle nichts zu Stande kommen soll. Schon das ernste Wollen, wenn es auch aus Umständen allein

Freue dich darüber, Kranker! der du auf deinem Bette daliegst, und nur mehr wenig Gutes thun kannst, der du nicht im Stande bist, deinen Beruf ferner zu erfüllen, der du keinen Nothleidenden mehr trösten, keinem Armen mehr helfen kannst — dein Herz, das dieß alles zu thun wünscht, hält dich dafür schadlos; — es wird dir eben der Lohn werden, als wenn du wirklich alles gethan hättest. Freue dich, Armer! der du wenig Gelegenheit hast, einem andern Armen zu geben; dein Wille wird für die wirkliche Gabe da oben angerechnet. Freue dich, Geschäftsmann! der du nur selten zur Kirche kommen, oder auch nur zu Hause bethen kannst; der Wunsch, dieses thun zu können, gilt bei Gott für das Werk. — Und das Bethen ist ja nicht das Wichtigste; darinn besteht ja noch nicht die Tugend; seinen Beruf treu erfüllen, macht den Christen; Bethen ist nur das Mittel, womit wir uns dazu stärken.

Wie

---

lein bleiben müßte, gilt so viel, als das Handeln und Bewirken." Philos. Ged. IV. B. S. 156.

Wie wichtig ist es nicht für uns, daß wir wissen, worinn die Tugend bestehe!

Hört nicht da auch noch alle Prahlerei mit äußerlicher Rechtschaffenheit auf? hat nicht die Heuchelei, der Pharisäismus auf immer seine Stütze verloren? Wer muß nun nicht einsehen, daß es das schändlichste Bemühen sei, durch äußerliche Heiligkeit Aufsehen bei der Welt machen zu wollen, da alle äußere Tugend ohne der innern guten Gesinnung nicht den geringsten Werth hat.

Ja! da muß auch noch jenes lieblose Richten, jene unchristliche Verdammungssucht aufhören, wo man oft wegen einer einzigen Handlung, die unrecht zu sein schien, Jemanden auf das schändlichste herabsetzte. Wenn bei uns alles nur auf das Herz ankommt; wer sieht mir da hinein? und — kann nicht der verworfenste Bösewicht bisweilen etwas Gutes thun, indeß der edelste Tugendfreund eine schwache Stunde hat?

Nicht leicht ist etwas für uns so wichtig, als daß wir wissen, worinn wahre Tugend bestehe.

Aber so lassen sie uns nun uns diese Kenntniß zu Nutzen machen; lassen sie uns vorzüglich darauf sehen, wie unser Herz beschaffen sei; ob wir unsere Pflicht nicht blos erfüllen, sondern auch lieben. Das Gute lieben, und darum auch thun, das, und nur das heißt tugendhaft sein. Lassen sie uns mehr dafür sorgen, daß unser Herz dem Gesetze nicht abgeneigt sei, als daß wir äußerlich nichts gegen dasselbe unternehmen. Es giebt Tausende, die alles thun, was man nur immer von ihnen fodern kann; sie sind aber doch nicht tugendhaft, weil es ihnen an der edeln, guten Gesinnung fehlt. Lassen sie uns immer mehr das Gute lieben lernen, m. Br.! und nur blos aus dieser Liebe thun; denn nur dann sind wir wahrhaft tugendhaft — nur dann dürfen wir den Himmel hoffen. Amen.

VII.

Ueber die Verblendung.

Ueber Johann XVI. 2.

Am Sonntage nach dem Feste der Himmelfahrt 1802.

Es wird die Stunde kommen, daß ein jeder, der euch tödtet, glauben wird, er erweise dadurch Gott einen Dienst.

Johann. XVI. 2.

Jesus sagt heute seinen Jüngern ihre künftigen Leiden vor.

„Auch ihr werdet von mir Zeugniß geben, spricht er, weil ihr vom Anfange her bei mir waret; sie werden euch deßwegen, weil ihr meine Jünger seid, aus ihren Versammlungen ausschliessen — ja es kommt sogar die Stunde, wo man euch tödten wird, und dennoch glauben, man erweise Gott einen Dienst.“

Es waren das keine leeren Schreckbilder, m. Br.! es hat eingetroffen — es ist in Erfüllung gegangen. Wo war ein Apostel, der nicht getödtet, oder doch aufs grau-

sam-

samste verfolgt ward? — und erwarteten die Juden nicht noch Belohnung dafür? — wahrlich! sie glaubten Gott einen Dienst zu erweisen, wenn sie die Apostel verfolgten.*) — Aber welche Verblendung! Jeman.

*) Daß dieß Paulus glaubte, ist keinem Zweifel unterworfen. Herangewachsen in der Schule Gamaliels, erzogen in den strengsten Grundsätzen der Pharisäer, und darum voll des Gedankens, daß der Bund, den Gott mit Israel errichtet hatte, ewig dauern müsse — wie hätte er glauben können, daß er etwas Unrechtes thue, wenn er Leute verfolgte, die damit umgiengen, diesen Bund aufzuheben? — Daß er nicht der einzige war, der dieses glaubte, scheint Petrus anzudeuten (Apostelg. 3, 17.) wo er von den Juden überhaupt sagt, sie hätten aus Unwissenheit Jesum gekreuziget. Im Uebrigen will ich gerne zugeben, daß diese Unwissenheit sträflich war.

Ich kann nicht unterlassen, hier anzumerken, daß es sehr ungerecht sei, die Juden immer als die ärgsten Bösewichter zu schildern. Sie thaten nicht mehr, als was wir noch heut zu Tage in ihrem Falle thun würden. Selbst diejenigen, die Jesus hinrichteten — warum will man sie uns immer als Auswürflinge der Natur abmalen? — sie hielten ihn für einen Verbre-

manden morden, und noch glauben, recht zu thun! diejenigen, die uns die Religion lehren sollen, hassen und verfolgen, und noch dafürhalten, es sei das nicht nur allein nicht Sünde, sondern man dürfe noch dafür Belohnung hoffen! — sollen wir nicht mit Abschen auf eine Nation hinsehen, die das thun konnte? — Doch lassen sie uns über die Juden nicht zörnen, Freunde! lassen sie uns unsere eigene Blindheit bedauern — auch wir sind noch so einer Verblendung fähig — auch wir können Leute, die uns nur Wahrheit predigen wollen, hassen, und dabei glauben, Gott einen Dienst zu erweisen — auch wir können die besten, edelsten Menschen verfolgen, die uns nur die reine Lehre Jesu vortragen. Lassen sie mich es ihnen zuerst beweisen; dann sagen, wie betrübt dieses sei; dritttens die Ursachen davon angeben; aber zuletzt auch noch

---

brecher, und thaten ihre Schuldigkeit. Oder da ihn die Oberpriester nicht für den Messias hielten, sollte man ihnen eine höhere Einsicht zutrauen? Selbst über Judas wünschte ich, möchte man Niemayrs Karakteristik lesen.

noch ihnen einige Mittel dagegen vorschreiben.

Möchte es nur nicht wahr sein, m. Br.! daß auch wir noch der Verblendung der Juden fähig sind, die die Apostel verfolgten, und noch glaubten, Gott damit einen Dienst zu erweisen; möchte es nur nicht wahr sein; aber es ist zu gewiß, es liegt zu hell am Tage.

Wer darf es wagen, mit noch so schonender Hand den Aberglauben anzugreiffen, der nicht alsobald verfolgt wird? wer darf sich unterstehen, der Menge zuzurufen: „euer Gott ist kein Wesen, dem mit gottesdienstlichen Handlungen gedient wird; dem es genügt, wenn man die äußerlichen Vorschriften des Christenthumes pünktlich befolgt; sondern der Tugend und Rechtschaffenheit von seinen Verehrern fodert?" wer darf Gebräuche angreiffen, die einmal das Alterthum geheiligt hat, wenn sie gleichwohl dermalen zweckwidrig geworden sind? wer darf Mißbräuche rügen, sei es, daß sie offenbar nur der Eigennutz eingeführt hat, und noch immer erhält —

Miß-

Mißbräuche, die die Religion Jesu entehren, an denen sich schon lange der Vernünftigere gestossen hat, und die unsere Kirche in den Augen fremder Glaubens-Genossen lächerlich machen; — ohne sich der Gefahr auszusetzen, bei vielen in Mißkredit zu kommen, seinen Einfluß zu verliehren, und als ein Feind der Religion verschrien zu werden? O Freunde! es fällt nur zu sehr in die Augen, daß wir um nichts besser, als die Juden sind — und wir uns zuvor selbst verdammen müssen, wenn wir ihnen das Urtheil sprechen wollen, daß sie mit den Aposteln so grausam verfuhren; es fällt zu sehr in die Augen, daß es uns auch heut zu Tage nicht so fast am Willen fehlt, ein Gleiches zu thun, sondern nur an der Macht.

Aber wie traurig ist nun nicht dieses? ist es nicht traurig, sündigen, und es nicht einmal erkennen? ist es nicht traurig, Gott damit einen Gefallen erweisen wollen, womit man ihn beleidigt? ist es nicht traurig, die Religion verächtlich machen, wo man sie aufrecht erhalten will? und auch noch die öffentliche Ruhe und Ordnung

stören? Dieses geschieht nun durch diese Verblendung.

Glauben sie, m. Br.! es ist darum etwas nicht Sünde, weil man's dafür nicht ansieht? — sondern es sogar noch für recht und erlaubt hält? ja wenn man nicht im Stande wäre, es einzusehen; wenn es uns unmöglich wäre, uns von der Unzulässigkeit desselben zu überzeugen; wenn wir alle Mühe, alle Sorgfalt angewandt hätten, um der Sache gewiß zu werden! Wenn aber dieses nicht geschehen ist, was sollte uns entschuldigen? Wenn du es einsehen könntest; wenn es deine Pflicht ist, dich belehren zu lassen; wenn du zufährst, wie einer, der keinen Verstand hat, ohne selbst einmal ernstlich nachzudenken, ohne dich selbst einmal zu fragen, ob das auch recht sei, was du thust; so solltest du nicht sündigen? —

Allerdings kann man unwissend nicht fehlen; aber diese Unwissenheit muß von der Art sein, daß es einem unmöglich war, das Wahre einzusehen; hat man es einsehen können, und hat es nur am Nachdenken gefehlt; so ist die Sünde nicht geringer. — Sie sollten darum

rum nicht sündigen, indem sie die edelsten Menschen verfolgen? sie sollten darum nicht sündigen, indem sie sich den wohlthätigsten Verordnungen widersetzen, und auf allen Seiten einen unzeitigen Eifer blicken lassen, der gerne in offenbare Gewalt übergienge? sie sollten sich damit entschuldigen können, wenn sie sagen: sie verstehen's nicht besser? Es müßten dann die Juden auch nicht gesündiget haben, daß sie die Apostel verfolgten. Sie sündigen m. Br.! durch ihre Verblendung, und sehen es nicht einmal ein — ist es nicht traurig?

Aber es wird zweitens durch diese Verblendung die Religion verächtlich gemacht; und ist sie darum minder traurig? das war es, was ihr am meisten geschadet hat, weil es eben sie sein mußte, unter deren Deckmantel man einander verfolgte, und oft die größten Verbrechen begieng. Keine Ketzerei hat der Religion je so sehr geschadet, als es der blinde Eifer, und die Bosheit ihrer angeblichen Verehrer gethan hat. Nicht das Schwert ist es, oder Aufruhr, womit sie erhalten werden muß; das Gewicht der Wahrheit und reine Sitten müssen

ihre Stützen sein; sieht man nun, daß Christen selbst einander ihrethalben verfolgen; erblickt man bei ihnen nichts als erbitterten Haß — sogar noch mit dem Wahne, Gott durch ihm Ehre zu erweisen! hört man von nichts, als einem eigensinnigen Festhalten an leeren Gebräuchen und zwecklosen Andachten, weil der Eigennutz dabei seine Rechnung findet; so erklärt man sie als Aberglaubige, oder Bösewichter; oder man sagt von der Religion selbst, daß sie nichts tauge. — Müssen wir nicht den Feinden des Christenthumes auch noch glauben machen, wir kennen es selbst nicht mehr, weil wir mehr beflieſſen sind, Gebräuche mitzumachen, als ihre ernsten Gebothe zu halten? — oder da mancher nicht im Stande ist, das eigentliche Christenthum unter der Menge von Ceremonien zu finden; und darum alles miteinander verwechselt, muß er nicht, wenn er die Unzulänglichkeit von dem Einen einsieht, gegen das Ganze mißtrauisch werden? Auch die Religion wird durch diese Verblendung verächtlich gemacht.

Aber es wird noch durch sie die Ruhe des Staates, und die gute Ordnung

nung gestöret. Das war es, was das jüdische Reich zu Grunde richtete, die Verblendung seiner Unterthanen. Die Thoren! sie wollten ein Gebäude noch aufrecht erhalten, das schon zu morsch war, und verloren darüber alles; sie wollten der Wahrheit das Emporkommen verwehren, und sie stieg dann auf ihren Trümmern empor — und ihr Staat gieng zu Grunde. Wo sie einmal eingedrungen ist, ist es unmöglich; sie mehr zu verdrängen; und wagt man es mit Gewalt; will man geflissentlich den Irrthum bei seinem bisherigen Besitze behaupten, so entsteht ein Kampf, der sich zuletzt mit den größten Zerrüttungen endet. *) — — Das morsche Ge-

*) „Verlohr nicht die katholische Kirche darum die Hälfte der Gläubigen in Deutschland aus ihrem Schooße, weil ihr Hirt den Rost an den Gefäßen nicht Rost nennen, und ihn wegthun lassen wollte? Ist nicht jüngst in Frankreich die katholische Kirchenverfassung fast gänzlich umgestossen worden, weil man nicht einwilligte, sehr wohl thunliche Veränderungen zu verabreden? — — Wer um eine Sache zu bewahren nicht einmal den Staub oder die Flecken, welche unvermeidliche Zufälle ihr beigebracht haben, davon nehmen läßt, verdirbt sie eben dadurch, oder läßt sie

Gebäude fällt zuletzt doch, und erschlägt im Sturze die, die es halten wollten. Dieß beweist nicht bloß die jüdische Nation, sondern die Geschichte der ganzen Welt. Will man fortfahren, Mißbräuche, die einmal zu bekannt geworden sind, festzuhalten; will man Abänderungen, die der Gang der Zeit nothwendig gemacht hat, mit Fleiße nicht vornehmen; will man das Kleid, die Form nicht fahren lassen, um den Menschen, und die Sache zu retten — so kann es nicht anders sein, ein schrecklicher Ausbruch folgt — der bringt dann selbst in den Staat Unordnung, zerstöret die öffentliche Ruhe, und endet sich oft mit seinem Untergange.

Lassen sie uns jetzt aber sehen, woher diese Verblendung entspringe; und wie man sich gegen sie verwahren müsse.

Wie

sie unkenntlich werden, so daß sie bei andern alle Schätzung verliert. So ist es von jeher der katholischen Glaubensanstalt ergangen, und wird ihr noch so ergehen." Aufruf an die katholischen Fürsten und Bischöfe rc. S. 10.

Wie geht es zu, daß man so verblendet werden könne? daß eine große Gewalt dazu nothwendig sei, und sie nur durch die Länge der Zeit bewirkt werden könne, das müssen sie von selbst einsehen m. Br.! Nur die Macht der Leidenschaften kann sie hervorbringen. Ja m. Br.! wenn wir so weit kommen wollen, daß wir es nicht einmal mehr einsehen, wenn wir was Unrechtes thun; daß wir es sogar noch für recht und erlaubt halten: so muß eine unordentliche, heftige, zur Gewohnheit gewordene Liebe zu etwas vorausgegangen sein — anders ist es nicht möglich. — Oder was war die Ursache, daß die Juden Jesus so sehr haben verkennen können; daß er heute seinen Jüngern so traurige Zeiten vorsagen muß? waren es nicht Leidenschaften, die sie so sorgfältig genährt hatten?

Sie waren voller Vorurtheile — voller Stolz; und voller Eigennutz — das hat es möglich gemacht, daß sie so verblendet werden konnten.

Wie hätten sie Jesus verstehen können? wie hätten sie ihn als ihren Messias annehmen können? — er gab sich dafür aus —

aber

aber sie erwarteten ja einen großen König; und an ihm erblickten sie nur den armen Sohn eines Handwerkers; alle Stellen der Schrift hatten sie ja nur auf einen mächtigen Herrscher ausgedeutet; überall glaubten sie ja in ihnen nur einen David, einen Salomon zu sehen — und bis zur Leidenschaft waren diese Erwartungen gestiegen; — wäre es da wohl möglich gewesen, daß sie ihn als ihren Messias hätten erkennen können, ihn — an dem sie überall nur das Gegentheil gewahr wurden? Mit ganzer Seele hiengen sie zweitens an ihren Gebräuchen und Ceremonien; sie hielten sie für unabänderlich, glaubten, sie müssen ewig dauern — wie konnten sie auch nur darum wieder an Jesus glauben? — Er ist eben im Begriffe, ihren alten Gottesdienst abzuschaffen, und ihnen dafür einen neuen zu geben, er dringt überall auf Herzenstugend, reine, edle Gesinnung, und verlangt das Herz zum gottgefälligen Opfer; und sagt ihnen gerade: daß alles Aeußerliche, auf das sie doch so viel hielten, ohne dieser innern Tugend nichts sei. Auch die Apostel predigen nur immer das; sie sagen, der alte Bund sei aufgehoben, und Gott habe durch Jesus aus Juden und Heiden einen neuen gemacht. Konnten

ten sie das ertragen, sie, die ihr altes Gesetz für unauflösbar hielten, und mit ganzer Seele daran hiengen? O! es war ihnen nicht möglich, ihre Vorurtheile ließen es nicht zu.

Vorurtheile sind die erste Quelle der Verblendung, besonders wenn man sie durch die Religion dem Volke hat heilig zu machen gewußt. Sie sind es, die uns die deutlichste Wahrheit nicht einmal mehr einsehen lassen; — uns sogar verleiten können, uns ihr mit Gewalt zu widersetzen. Fragen sie sich, m. Br.! ob sie nicht darum nicht im Stande sind, uns zu verstehen, weil sie voller Vorurtheile stecken; sie halten das, was wir ihnen sagen, schon im Voraus für falsch, weil sie dagegen eingenommen sind — und so, wie könnten sie uns verstehen? Vorurtheile sind die erste Quelle der Verblendung.

Aber die zweite ist der Stolz, und die dritte der Eigennutz. Wenn man sich selbst schon weise genug dünkt; wenn man für das Seinige so sehr eingenommen ist, daß man von andern nichts Gründliches mehr lernen zu können glaubt, ist es anders möglich,

als daß man für alles Fremde unempfänglich bleibt? Man mag einem Stolzen sagen, was man will, er wird es nicht verstehen — er sollte seine bisherige Meinung ändern; er sollte erfahren müssen, daß er bisher sich geirret habe; er sollte einem andern vor sich den Vorzug einräumen — im Stillen zum wenigsten das Geständniß ablegen, daß er es besser wußte, als er? — das darf man von ihm nicht erwarten. Er beharrt also auf dem, was er einmal angenommen hat; ja er hat selbst den Willen nicht einmal, es ferner zu prüfen; man mag ihm sagen, was man will — so nützt es nichts.

Herrscht Stolz in uns, so ist Verblendung nicht mehr ferne; wir sind bald im Stande, das Unrecht nicht einmal mehr einzusehen, sondern es sogar noch für Recht zu halten. Man sehe nur da wieder auf die Juden hin, und frage, ob nicht auch dieß zu ihrer Verblendung mitgeholfen habe. Die stolzen Pharisäer sollten von dem armen, verachteten Nazarener lernen; er sollte alle ihre bisherige Weisheit zu Schanden machen — das war ihnen unerträglich.

Freilich noch mehr bewirkte bei ihnen diese Verblendung, und bewirkt sie auch bei uns — der Eigennutz. Waren nicht die Juden bei allen ihren thörichten Erwartungen, bei all ihrer Anhänglichkeit an ihrem alten Gottesdienste, bei all ihrem Stolze — auch noch voller Eigennutz? galt ihnen nicht der Reichthum alles? ward nicht eben dadurch ihre Erwartung an einen irrdischen König erst recht bestärkt? Hätten sie die Wahrheit mehr geliebt, als ihr Geld und ihre Güter, sie hätten vielleicht doch Jesus verstanden; aber so wurde ihre Verblendung vollkommen. Ob das nun nicht auch bei uns die vorzüglichste Quelle der Verblendung sei, wer getraut sichs zu läugnen? Lassen sie es uns gestehen, m. Br.! wir geben vor, für Gottes Ehre zu eifern; wenn wir uns aber genauer erforschen, so ist es nur der Eigennutz, für den wir streiten.

So gieng es immer. Was war es, warum die Goldarbeiter zu Ephesus wider den Paulus eine Aufruhr erweckten, als ihr schmutziger Eigennutz? Sie sahen ihre Gewerbe sinken, und waren darum nicht einmal im

Stande das zu prüfen, was er sagte.*) Was war es, warum der nämliche Paulus zu Philippis auf das grausamste mißhandelt wird, wo er einen Dämon aus einer Weibsperson austrieb, als wieder der Eigennutz? **) O! wenn

*) Man sehe die Apostelgeschichte 19. 23.

**) Eine gewisse Weibsperson lief Paulus und seinen Gefährten mehrere Tage nacheinander nach, und schrie den Leuten zu: Diese Männer sind Diener Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg des Heils vekündigen (Apostelg. 16. 17.) Paulus darüber aufgebracht, daß eine Betrügerinn zur Verbreitung der Religion mithelfen sollte, befahl dem Dämon auszufahren. Da nun die Herrn dieser Person, die von ihren Wahrsagereien einen großen Nutzen hatten, sahen, daß ihr Gewinn dahin wäre, führten sie ihn und den Silas an den Gerichtsort zu den Obersten, wo sie dann gegeißelt wurden.

Man möchte wohl fragen: ob diese Weibsperson wirklich von einem Teufel besessen war, der aus ihr redete? man darf geradezu antworten, daß es nur versteckter Betrug war. Sie war eine von den heidnischen Bauchrednerinnen, wie uns die jüdische und heidnische Geschichte mehrere dergleichen Beispiele aufgezeichnet hat, welche die Kunst verstand, bei geschlossenem Munde durch die Bewegung der Zunge, und

wenn es keine andere Ursache gäbe, als den Eigennutz, so wäre er allein schon fähig, uns zu verblenden. Wir sind nicht einmal mehr im Stande, etwas zu prüfen, wo wir an unserm Gewerbe etwas zu verlieren haben.

Welche Mittel müssen wir aber jetzt wohl anwenden, dieser Verblendung zuvor zu kommen?

Eben die Quellen, woraus sie entspringen, führen uns auch auf die Mittel hin, ihr vorzubeugen. Willst du der Verblendung bevorkommen; willst du nicht einmal so unglücklich werden, daß du das Böse, das du thust, nicht

---

und der Kehle Worte aus der Nase herauszutreiben, die aus dem Bauche zu kommen schienen; der Pöbel, dem die Sache unerklärbar war, hielt es für Wirkung einer Gottheit, und glaubte den wahrsagenden Geist des Apolls aus ihnen reden zu hören. Wenn nun Paulus den Dämon anredet, und ihm auszufahren befiehlt, so richtet er sich nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Vorstellung seiner Zuhörer. Vergl. deutsches Brevier II. B. S. 428. und P. Bonifaz. hl. Schrift III. Th. S. 190.

nicht einmal mehr einsiehst, sondern es noch für gut hältst: so sei stets für jede bessere Belehrung offen; entferne die Vorurtheile einer fehlerhaften Erziehung; lerne selbstdenken, und wenn du nicht klar werden kannst, so suche einen Mann auf, der klüger, als du, ist, und dir rathen kann. Oft sagte ich schon, die Wahrheit müsse sich prüfen lassen; das Christenthum fodere vernünftige Bekenner, und keine blindhin Glaubende. Wage es also einmal, selbst die Wahrheit desselben kennen zu lernen. Wenn dir Zweifel kommen, halte sie nicht gleich für Sünde; suche sie dir aufzulösen, und vermagst du es nicht, so frage einen Verständigern, als du bist. *)

Wer

*) Wie unvernünftig ist es, alles Nachdenken über Religionssachen, und mithin jedes vernünftige Zweifeln verbiethen wollen? bleibt nicht so lange unser Glaube ein blinder Glaube, bis wir ihn selbst kennen gelernt haben? — und ein blinder Glaube kann der Gott gefallen, da der Apostel sagt: „euer Gottesdienst sei vernünftig?“ „Nichts ist so wohlthätig, sagt Hr. Heidenreich (in seinen Betracht. über die Philos. der natürl. Religion I. B. S. 22.) als der Geist der Kritik (Prüfung); er zerstört nicht, sondern untersucht nur

den

Wer niemals gezweifelt hat, der weiß entweder alles — oder nichts. Wollen sie vor der Verblendung sicher sein m. Br., so hüten sie sich zuerst vor Vorurtheilen. Seien sie immer gegen alles argwöhnisch, was man ihnen sagt, bis sie nach reifer, ernstlicher Prüfung die Wahrheit selbst eingesehen haben.

---

den Zusammenhang des Gebäudes, die Festigkeit der Theile, die Tiefe und Solidität seines Grundes, und verwandelt den bloßen (blinden) Glauben in eine auf deutlich gedachten Gründen beruhende Ueberzeugung. Wenn er nicht frühe genug erwacht — dieser Prüfungsgeist — und die Zuversicht auf die Wahrheit der Gegenstände desselben durch scharfe Prüfung sichert, so kann der ganze Glaube unversehens ein Raub jenes unseligen Zweifelgeistes werden, zu dem die menschliche Vernunft durch zufällige Umstände so leicht gestimmt wird." Ich habe schon einmal angemerkt, daß eben das die größte Ursache unsers so großen Unglaubens sei, weil man das Christenthum nie strenge geprüft hat — man glaubt blindhin, und wie ein Spötter kommt, verwirft man, was man vorher geglaubt hat — oder wie die Leidenschaften die Foderungen des Christenthumes zu strenge finden.

ben. Untersuchen sie die Gründe, die man ihnen vorbringt, und verdammen sie nie unangehört. Thun sie, wenn es ihre Seligkeit angeht, was sie in zeitlichen Dingen thun — sie prüfen alles, und nur, wenn sie sich davon überzeugen können, nehmen sie es an. Das Zeitliche ist nicht mehr werth, als das Ewige; und ein Christ, der seine Religion nicht vom Grunde aus kennt, ist eben sowohl ein Nichtswürdiger, als ein Handwerker, der sein Handwerk nicht versteht.

Zweitens, seien sie nie stolz, bilden sie sich nie ein, sie verstünden schon alles, und könnten nichts bessers mehr lernen. Wo ist der Mensch, der nicht täglich lernen muß? ist es Schande, mit jedem Tage weiser und besser werden? wahrlich, der ist ein Thor, der schon alles zu wissen glaubt, und der ist es nicht minder, welcher glaubt, es könne nichts mehr besser gemacht werden, als es die Alten hatten. Haben wirs ihnen nicht in vielen bevor gethan? ist es nicht Schande für Kinder, wenn sie den Schatz, den ihnen ihre Eltern hinterlassen haben, liegen lassen, anstatt ihn zu vermehren? — allerdings ist die Wahrheit nur eine; aber kann man sie nicht im-

mer deutlicher machen, — kann man von ihr nicht immer mehrere Ansichten gewinnen; — schleichen sich nie Irrthümer ein, die man wieder entfernen muß? Glauben sie also doch nie, alles zu wissen m. Br.! sondern lassen sie sich gerne belehren — sie werden dann vor der Verblendung sicher sein.

Aber vorzüglich lassen sie ihr Herz nicht vom Eigennutze eingenommen werden. Der Geitz führt selbst zum Unglauben, sagt die Schrift; wie sollte er also nicht auch zur Verblendung führen können, wo man Unrecht thut, und es nicht einmal mehr einsieht, sondern es noch für recht hält? Wer wider die Wahrheit nicht eingenommen ist, wird sie finden; wer sie schätzt, wie ein kostbares Kleinod; wer um ihretwillen alles hinzugeben bereit ist, der hat sich nie vor Verblendung zu fürchten. Er wird sicher sein vor dem traurigsten, schrecklichsten Zustande, den es geben kann, wo man Unrecht thut, und es nicht erkennt; sondern noch glaubt, Gott einen Dienst zu erweisen. Amen.

VIII.

Der Sieg der Wahrheit.

Ueber Joh. XIV. 26.

Am Pfingstfeste 1802.

Der Tröster, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch alles lehren.

Johann. XIV. 26.

Was bei Jesus Geburt nur schwach angefangen, was bei seinem Tode gleichsam wieder zernichtet, was am Ostertage wieder fortgesetzt, und bei seiner Aufnahme in den Himmel noch unvollendet gelassen worden — sehen wir heute vollkommen ausgeführt m. Br.! Alle seine Reden sind jetzt erfüllet — und die Apostel, die bisher zu unfähig waren, die eigentliche Absicht, warum er auf die Welt gekommen war, einzusehen — sind jetzt im Stande, bei allen Völkern, als seine Gesandte aufzutretten.

Heute, meine Zuhörer war es, wo der heilige Geist, den Jesus so oft seinen Jüngern verheissen hatte, über sie herabkam. Ich lasse euch nicht als Waisen zurück, sprach er so oft; wenn ihr mich nicht mehr haben

ben werdet, so werde ich euch einen andern Tröster schicken; es ist gut, daß ich von euch weggehe, so werdet ihr des Versprechens meines Vaters theilhaftig werden — selbst in dem Evangelio, das ich ihnen vorgelesen habe, sagt er noch zu ihnen, daß sie der heilige Geist alles lehren wird — der heilige Geist wird euch alles lehren. Heute geht nun das alles in Erfüllung. Eben waren die Jünger versammelt, — so erzählt uns die Apostelgeschichte — um der Verheissung Jesu seinem Befehle gemäß abzuwarten, als die Pfingsten herankamen — da wurde nun auf einmal das Haus, wo sie waren, erschüttert; ein Getös erscholl vom Himmel, wie das Getös eines gewaltigen Sturmwindes. Dabei sahen sie flammenförmige Zungen, die sich zertheilten, und sich auf jeden von ihnen niederließen. Sie wurden auch alle mit den Gaben des heiligen Geistes erfüllet, und fiengen an in fremden Sprachen zu reden, wie es ihnen der Geist zum Sprechen eingab.

Da haben sie, die ganze merkwürdige Geschichte, zu deren Andenken das heutige Fest eingesetzt ist.

Ich kann dieses Fest nicht passender nennen, als das Fest des Sieges der Wahrheit über den Irrthum. Wann war einmal dieser Sieg so entscheidend, als an diesem Tage? wann begann eine wohlthätigere Revolution? wann wurde mehr geleistet für Aufklärung, und Besserung der Menschheit? die wohlthätigen Folgen von dieser merkwürdigen Begebenheit währen sie nicht auch heute noch fort? Ich weis keinen Gegenstand zu unserer Betrachtung, womit wir den heutigen Tag besser feiern könnten, als wenn ich darüber predige, und sie zu ermuntern suche, die Sache der Wahrheit und Tugend mit unerschütterlichem Muthe fortzuführen.

Dem Nachdenken über den Sieg der Wahrheit sei also diese Stunde gewidmet. Ich will ihnen 1. sagen, wenn man sagen kann: die Wahrheit habe über den Irrthum gesiegt; 2. wie dieses wirklich am heutigen Tage durch das Christenthum geschehen ist 3. was uns das

hoffen läßt; was uns 4. aber auch zu thun obliegt.

Geist Gottes! der du heute das erstemal über die kleine Gemeinde Jesu herabgekommen bist, komm auch über uns herab.

Wenn ich von dem Siege der Wahrheit über den Irrthum zu ihnen reden will: so muß ich ihnen vor allen erklären, was ich unter diesem Siege verstehe — sie müssen ihn zuerst kennen lernen, dann sind sie im Stande zu entscheiden, ob er auch wirklich am heutigen Tage errungen worden sei.

Die Wahrheit siegt nun, wenn uns, erstens, lange Zeit die ersten und nöthigsten Kenntnisse gefehlt haben — und wir anfangen, sie wieder kennen zu lernen. Haben lange Zeit bei uns nichts, als Irrthümer und Aberglauben geherrscht, war alles in Unwissenheit gehüllt, war es etwas seltenes einen Mann von gründlicher Kenntniß und Einsicht anzutreffen; betraf diese Unwissenheit nicht blos Kleinigkeiten — fade Nebendinge; sondern das, woran uns am meisten gelegen sein muß, die Hauptsache selbst — und dringt jetzt nun

auf

auf einmal die Wahrheit durch; kommt Licht in unsre Vorstellungen und Begriffe; lernen wir den Irrthum einsehen; verschwinden unsre Vorurtheile; legen wir den Aberglauben ab, und fangen an heller, vernünftiger zu denken, mit einem Worte, werden wir weiser, einsichtsvoller, besser — dann können wir sagen, daß die Wahrheit über den Irrthum gesiegt habe.

Besonders, wenn dieses in einem großen Umfange geschieht, und diese bessere Ueberzeugung ein Gemein-Gut der Menschen wird. Bei der größten Barbarei und Unwissenheit eines Volkes kann es immer noch einige Weise, und Aufgeklärte geben; die Wahrheit kann entweder mehr oder weniger ihre Freunde und Verehrer haben — aber wenn der größte Theil noch immer unwissend ist, und voller Irrthümer und Vorurtheile steckt: so kann man nicht sagen, daß die Wahrheit gesiegt habe. Sie muß mehrern bekannt geworden sein, muß fast den größten Theil ergriffen haben; nur dann, wenn sie gleichsam ein Gemein-Gut geworden ist, kann man sagen: sie habe gesiegt.

Es ist allerdings auch möglich, daß sich ein oder der andere Irrthum nach und nach bei einem ganzen Volke verloren habe; daß eine oder die andere Kenntniß sich einer ganzen Nation mitgetheilt; wo aber hingegen andere und eben die nothwendigsten noch mangeln — auch da kann ich nicht sagen, daß die Wahrheit gesiegt habe; was ist denn damit ausgerichtet; was hat man gewonnen? wenn man will sagen können, daß die Wahrheit über den Irrthum gesiegt habe, so muß das allgemein geschehen; oder zum wenigsten müssen die Kenntnisse und Einsichten verbreitet worden sein, die am nöthigsten sind.

Und das muß endlich geschehen bei allen Hindernissen, die vorkommen mögen; bei allen Widersprüchen, die man erdulden mag; bei aller Mühe, die man sich giebt, ihr das Emporkommen zu verwehren. Eben dann, wenn es vielen Kampf kostet, wenn es hart ist, durchzudringen, wenn man jeden fußbreit Land gleichsam mit Gewalt erobern muß — eben dann, wenn man doch zum Ziele kommt, kann man sagen: man habe gesiegt. Ich darf von keinem Siege der

Wahrheit reden, wenn es ohne alle Mühe gegangen ist, wenn selbst alles der bessern Einsicht die Hände both, so bald sie bekannt würde — wenn die Menschen ihr eben so geschwinde huldigten, als sie sie kennen lernten. Es muß Kampf vorausgegangen sein, und nur wenn die Wahrheit demohngeachtet durchdringt, kann man sagen, daß sie gesiegt habe.

Aber lassen sie uns jetzt diesen Sieg betrachten, wie er an dem heutigen Tage durch das Christenthum errungen worden ist. War er nicht so beschaffen? — o Freunde! das heutige Fest ist nur ein zu deutliches Denkmal davon. Was geschah an diesem Tage, und, von ihm angefangen, forthin? Wie sah es aus, ehe das Christenthum erschien? hatte man nicht selbst die nöthigsten Einsichten verloren? war nicht die Unwissenheit selbst in den wichtigsten Dingen so groß, daß man mit Entsetzen auf die damaligen Zeiten zurücksehen muß?

Auf einer Seite nichts als Vorurtheile und thörichter Wahn, schon durch Händewaschen, durch Opfer von Thieren,

Gott

Gott gefallen zu können, wenn gleich das Herz dabei jeder Sünde ergeben war; auf der andern ein noch schändlicherer Aberglaube, der sogar falschen Gottheiten opferte, und Laster und Verbrechen geheiligt hatte. Auf Seite der Juden eine Religion, die in bloßen Ceremonien und Gebräuchen bestand; auf Seite der Heiden ein Gottesdienst, wobei man vor selbstgemachten Bildern niederfiel, und Menschen göttliche Ehre erwies, die man im Leben ihrer Verbrechen wegen bei einer gerechten Regierung als Missethäter hingerichtet hätte. Kann man sich etwas schrecklichers vorstellen, als dieses? *) — Und was waren selbst die Apostel, die doch in der Schule Jesu gebildet worden waren? waren nicht selbst sie noch voller Irrthümer und Vorurtheile, die er ihnen nicht benehmen konnte.

Aber

*) Man lese über den heidnischen Götzendienst, und den jüdischen Aberglauben den Brief an Diognetus, den Herr Sailer in seine Sammlung aufgenommen hat — Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. I. B. S. 37.

Aber jetzt erscheint das Christenthum; der Geist Gottes kommt als heute über die Apostel herab; sie tretten in Jerusalem auf und verkünden diese neue Lehre — — und wie ganz anders sieht jetzt die Welt aus? wie entscheidend ist jetzt der Sieg der Wahrheit über den Irrthum? Auf die erste Rede des Petrus bekehren sich drei Tausend Seelen; und wer kann die Zahl nennen, die sich in einem Zeitraume von einigen Jahren zur Wahrheit bekannten? Jetzt zerstreuen sich die Irrthümer, jetzt wird das Reich des Aberglaubens gebrochen; jetzt tritt an die Stelle der vorigen Unwissenheit, Erkenntniß, und Licht — die Wahrheit siegt; und es geschieht das nicht etwa nur in einem kleinen Winkel der Erde; sie verbreitet sich über ganze Völker, und zwar — bei allen Hindernissen, bei allen Widersprüchen, die sie erdulden muß, bei aller Mühe, die man sich giebt, ihr den Eingang zu verwehren. — —

Was läßt uns das hoffen? m. Fr.! aber was legt es uns zugleich zu thun auf?

Daß auch bei uns die Wahrheit siegen werde; daß sie auch bei uns durchdringen werde; daß sich die Vorurtheile verlieren werden; daß sich die Unwissenheit zerstreue; der Irrthum verziehe, und an seine Stelle klare Ueberzeugung tretten werde — mit einem Worte, daß die Wahrheit empor kommen; daß sie ein Gemein-Gut werden; daß alle Hindernisse, die man ihr in Weg legt, alle Widersprüche die man gegen sie erhebt, alle Mühe die man sich giebt, ihr das Emporkommen zu verwähren, nichts ausrichten werden; das läßt uns das hoffen.

Können sie sich's bergen, m. th. Fr., daß wir in einem Zeitalter leben, wo gleichsam die Vernunft wieder angefangen hat, in ihre Vorrechte einzutretten? können sie sichs verhehlen, daß bisher nichts größer war, als die Macht der Vorurtheile, die geherrscht hatten; daß der Aberglauben um sich gegriffen hatte, und durch einen langen Besitz gesichert war; daß das Christenthum kaum mehr gekannt wurde? — Es begann aber nun ein Kampf, der mächtig um sich griff — und glauben sie nur nicht, daß er schon geendet sei. Die Wahrheit hat zwar schon vieles gewonnen, aber ihr Sieg ist

noch

noch nicht vollkommen — daß er aber vollkommen werden wird, das dürfen wir hoffen.

O ja! du wirst wieder hervortretten in deiner Klarheit, wie du einst aus dem Munde Jesu kamst, heiligste, reinste Religion! du wirst dich wieder erheben auf den Thron, auf den dich dein Stifter gesetzt hat; der Aberglaube, der dich verdunkelte, die Menschen-Zusätze, womit man dir deine Kraft und Zierde benahm — sie werden ihr Ansehen verlieren, und du in deiner ersten Heiligkeit wieder dastehen. Das dürfen wir hoffen. Der Sieg, den die Wahrheit schon bei der Entstehung des Christenthumes davon getragen hat; der läßt uns auch jetzt hoffen, daß sie siegen werde.

Wie schrecklich sah es bei uns fast allenthalben aus? In Gebräuchen und Ceremonien bestand die Religion; man glaubte, wenn man nur viel bethete, gesetzt auch, das Herz würde dadurch nicht im geringsten gebessert, so brauche es nicht mehr, um in den Himmel zu

kommen; man hielt oftmaliges Beichten und zum Tische des Herrn gehen, für die Hauptsache der Frömmigkeit; man bethete Ablässe über Ablässe; trat Verbindnissen über Verbindnissen bei — und nannte das — Christenthum. Wenn man am Feiertage nur nichts arbeitete, so glaubte man dem Gebothe der Kirche genug gethan zu haben, gleichsam, als wenn sie uns befehlen könnte, müßig zu gehen; wenn man am Freitage und und Samstage nur sich von Fleischspeisen enthielte, so glaubte man, brauche es nichts mehr; wenn man gleichwohl mit Fastenspeisen die Vorschriften der Mäßigkeit übertratt, und nicht die geringste Tödtung seiner Begierden fühlte; *) wenn man

*) Das Fasten, d. h. sich oft einen erlaubten Genuß von Speise und Trank versagen, um sich in der Enthaltsamkeit von der Sünde zu üben, und desto leichter über sich selbst Herr zu werden, war unter den Christen von jeher üblich — es beobachteten es selbst schon die Apostel, obgleich sie nie hierüber ein Geboth gaben. Der Gebrauch aber, kein Fleisch zu essen, kam erst im fünften Jahrhunderte auf, wenigstens weiß man vor dem Jahre 634, wo dieses das Conzilium von Toledo befahl, keine kirchliche Verordnung hierüber. Es brachten ihn die Mönche

man immer nur recht fest alles glaubte; so hätte es mit der Ausübung so viel nicht zu

N 2 sa-

---

che in die Kirche. „Es gab, sagt Dannemayr, seit dem Ende des vierten Jahrhunderts christliche Lehrer, die entweders selbst Mönche waren, oder doch von den Mönchen ihre Ausbildung erhalten hatten, welche überhaupt die strengen Uebungen der Mönche allgemein, und auch die Fasten und den Unterschied der Speisen als eine Pflicht zu machen suchten.“ Leitfaden in der Kirchengeschichte II. B. S. 338. Man sieht, wie man immer mehr und mehr arbeitete, die christliche Freiheit zu unterdrücken. Es ist wunderbar, wie etwas, das nur bei den Juden zu allererst üblich war — denn sie beobachteten diesen Unterschied der Speisen — und das gerade der Vorschrift des Paulus zuwider ist (1. Cor. 9, 8. u. 10, 25.) so allgemein werden konnte; noch wunderbarer kommt es mir vor, wie sich dieser Gebrauch auch heute noch immer erhalten kann, und wie man ihn sogar noch gebiethen könne. Daß durch dieses Fasten nichts Gutes geschehe, sondern daß es im Gegentheile sehr viel schade, ist erwiesen. Tausende spotten darüber, und übertretten sie ohne Scheu, selbst mit Verachtung der Kirche; und der Einfältige glaubt, was er großes thut, wenn er kein Fleisch ißt, das er vielleicht ohnehin

nicht

sagen; wenn man nur gegen kein Kirchengeboth verstösse, mit der Uebertrettung der größern Gebothe, der Gottes- und Nächstenliebe, wäre es dann so genau nicht mehr zu nehmen. Das war der Glaube von Tausenden. — Aber die Vernunft ist nun aufgewacht, die Wahrheit hat ihren Kampf begonnen — und sie wird siegen, das hoffen sie, Freunde! — Hat man nicht bisher selbst diese heilige Stätte entehret, und statt Christenthum zu predigen, sie mit Dingen unterhalten, die weder zur Erbauung dienten, noch selbst der halberwachten Vernunft genug thaten? hat man nicht sogar von hieraus den Irrthum zu befestigen gesucht? — aber die Wahrheit hat nun auch diese Stätte wieder eingenommen, und ihr Sieg wird dadurch beschleunigt. — Sind nicht ihre Freunde und Verehrer auch schon unzählig, und der Geist der Prüfung, der sich sogar bisweilen gemeinen Leuten mitgetheilt hat; die Gewohnheit, die schon so stark geworden ist, selbst überall nachzudenken, und die man immer gemeiner zu machen sucht — läßt sie uns nicht alles erwarten? Wenn nur einmal die

Men-

---

nicht hat, oder indem ihm zur Abwechslung eine Fastenspeise lieber ist.

Menschen anfangen selst zu denken, so ist der Sieg der Wahrheit nicht mehr ferne. — — — Auch von Gott dürfen wir noch diesen Sieg hoffen!

O ja! er will es gewiß, daß das Christenthum wieder empor komme; er will es gewiß, daß man einmal wieder wahre Tugend üben lerne, nachdem man so lange nur Aftertugend geübt hat; er will es gewiß, daß wieder die Zeiten kommen, wo man es einsieht, daß ihm ein vernünftiger Glaube, der sich durch würdige Werke zeigt, mehr gefalle, als das blinde Fürwahrhalten, wobei man kein Verdienst hat, weil man keine Ursache dafür angeben kann, und wo jedes Vorurtheil einwurzelt. *) Glauben sie das sicher, und hoffen sie alles.

Aber

*) Einen blinden Glauben nenne ich denjenigen, wobei man für das, was man glaubt, keinen Grund angeben kann. Wer z. B. ein Christ ist, ohne zu wissen warum, oder höchstens nur, weil auch seine Eltern Christen waren; wer jede Lehre, die ihm unberufene Lehrer als Religionslehren vortragen, ohne Grund annimmt — ohne Beweise darüber zu fodern; wer mit einem Worte nicht im Stande ist, wie es der

Apo-

Aber was liegt uns da zu thun ob? dürfen wir diesen Sieg unbedingt hoffen? o nein! nur dann dürfen wir ihn erwarten, wenn wir selbst alles thun, um ihn herbeizuführen — und was ist dieses? was haben sie zu thun?

Erstens seien sie standhaft — nach und nach siegt man über eingewurzelte Vorurtheile. Erst müssen die Menschen gehörig vorbereitet sein, und dieß geht langsam. Sie müssen also den Sieg der Wahrheit in Geduld erwarten — und darum ihr Bemühen nicht aufgeben, wenn der Nutzen nicht gleich sichtbar wird. Durch Ausdauern, durch Standhaftigkeit kommt man zum Ziele. Seien sie also standhaft.

Zweitens müssen sie bereit sein, um der Wahrheit willen auch Aufopferungen zu machen,

Apostel fodert, von seinem Glauben und Hoffen Rechenschaft zu geben — der glaubt blind. Man hat einst diesen Glauben als höchst verdienstlich angepriesen; aber man sieht jetzt ein, daß er nichts weniger, als verdienstlich sei.

chen, und sollten sie noch so groß sein. Wer nicht im Stande ist, sich sowohl über das Lob als den Tadel der Menschen wegzusetzen, der befördert ihren Sieg gewiß nicht; er läßt nach, für sie zu kämpfen, wie er am Beifalle der Menschen zu verlieren fürchtet, oder sonst seinen Vortheil nicht findet. Die Wahrheit fodert, wie die Tugend, um ihrer selbst willen geliebt und befördert zu werden.

Gehen sie drittens mit Klugheit zu Werke, reissen sie nie nieder, wo sie nicht auf der Stelle im Stande sind, etwas bessers hinzusetzen. Verjährte Vorurtheile lassen sich nicht auf einmal und mit Gewalt wegnehmen — besonders darf das nicht durch Spott oder mit Bitterkeit geschehen, es muß die Stimme der Belehrung vorangehen; man muß sich erst dem Vorurtheilvollen deutlich machen — dann mag man wohl auch äußere Gewalt brauchen — der Widerspenstigen wegen, die aus Eigennutze das Gute zu hindern suchen.

Aber die Hauptsache ist, wenn die Wahrheit siegen soll, daß wir ihr durch einen guten Wandel Eingang ver=

verschaffen. Wenn wir uns rühmen wollen, das Eigentliche und Wahre wieder gefunden zu haben: so müssen wir's auch durch ein gutes Leben zeigen. Wollen wir den Menschen beweisen, daß das Christenthum nicht in Gebräuchen nnd Ceremonien bestehe, sondern in reiner edler Herzensgesinnung, die sich durch edle Thaten äußert; so müssen sie diese edeln Thaten an uns selbst zuerst gewahr werden; sonst arbeiten wir immer umsonst. Der hilft gewiß nicht mit, den Sieg der Wahrheit zu befördern, der noch so gut über sie deklamirt, aber wenn es auf ihre Ausübung ankommt, nichts thun will. — Wie könnte die Wahrheit siegen, wenn wir zwar über sie schön zu reden wissen; aber wenn es auf ihre Ausübung ankommt, wir selbst wieder an ihr zum Verräther werden. — Wenn einmal die Menschen sehen, daß wir **besser, tugendhafter** geworden sind, so werden sie die Augen öffnen, und mit uns gemeinschaftliche Sache machen. Sieht man aber an uns das Gegentheil; so sagt man von allen, was bisher geschehen ist, **daß es zu nichts tauge.**

Lassen sie uns auch noch, um der **Wahrheit den Sieg zu verschaffen:**

oft-

oftmals Gott um seinen Segen bitten. Er allein kann ihr aufhelfen, ohne seiner ist all unser Bemühen umsonst. Wie leicht könnten wir glauben, etwas zu thun, womit treflich dem Christenthume müßte aufgeholfen werden; wo wir aber zuletzt sehen müßten, daß es ihm nur geschadet habe? Zu ihm lassen sie uns also vorzüglich bethen, der da oben ist. Ist es denn nicht seine Sache, daß Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt empor komme; ist denn das nicht der Endzweck seiner Regierung? wenn wir ihn also darum bitten, wird er unser Gebeth unerhört lassen? O! bittet den Vater im Himmel, daß er der Wahrheit den Sieg verschaffe; bittet, daß er den Arm derjenigen entkräfte, die immer noch die Finsterniß mehr lieben, als das Licht, und sie auch noch zu vermehren suchen — weil sie ihren Vortheil dabei finden. O möchte er uns seinen heiligen Geist senden, der nur das Gute liebt, und indem er nicht so fast für das Irdische besorgt ist, als für das Himmlische, auch bereit ist, alles hinzugeben, um dieses Himmlische sicher zu stellen!

Vater! hilf der Wahrheit zum Siege, gieb daß ihre Beförderer standhaft seien; gieb, daß

daß sie wirklich das Gute so lieben, als sie es befördern, und daß nicht entehrende Absichten sie um den Lohn bringen, den sie bei dir haben. Laß nicht etwa auch sie nur vom Eigennutze geleitet werden, daß sie vorgeben, deine Sache zu befördern, und nur dabei ihre Sache befördern wollen; daß sie nicht aus Stolz, aus Liebe zum Gefallen, weil sie gerne Aufsehen machen möchten, und sich einen berühmten Namen erwerben, handeln und reden — denn sonst, so gut die Sache an sich ist, so gewiß würde sie früh oder spät zu Zerrüttungen führen, die schrecklich sein müßten — hilf du selbst der Wahrheit zum Siege. Amen.

IX.

Die ganze Welt Gottes Tempel.

Ueber Lukas V. 3.

Am vierten Sonntage nach Pfingsten 1802.

Er setzte sich, und lehrte aus dem Schiffe das Volk.

Lukas V. 3.

Es mag ein äußerst schöner Anblick gewesen sein, m. christl. Fr.! wenn Jesus heute in ein Schiff steigt, sich da niedersetzt, und aus selben das Volk lehret. Schon das Große und Erhabene, das der Anblick einer ungeheuern Wasserfläche darbiethet; schon die bekränzten Ufer, die von tausend Menschen wimmeln; und noch mehr die feierliche Stille, die sowohl unter der Menge, als über den großen, ruhigen See hin herrscht — müssen sie nicht etwas Feierliches, etwas Seelenerhebendes gehabt haben? mußten sie nicht zu heiligen Betrachtungen wecken, und jedem Worte, das aus dem Munde des göttlichen Lehrers floß, noch mehr Schwung und Salbung geben?

Aber nicht bloß in dieser Hinsicht ist diese Geschichte merkwürdig, m. Br.! wir sehen da, wie sich Jesus nicht an Ort und Stelle bindet, wenn er predigen will; sondern wie

er

er seine himmlische Lehre überall vorträgt, wo sich Volk um ihn her versammelt.

Ist denn aber nicht auch Gott überall? umschließt ihn ein Ort? schränkt sein Wesen eine Synagog oder eine Kirche ein? nein! er umfaßt die ganze Welt — die ganze Welt ist sein Tempel. Wir wollen diesen Gedanken auffassen, und über ihn unsere Betrachtung anstellen. Lassen sie es uns zuerst recht deutlich machen, daß die ganze Welt Gottes Tempel sei; aber dann sehen, wozu uns diese Lehre dienen solle. Es ist diese Rede wichtig, m. Br.! ich bitte also um alle ihre Aufmerksamkeit.

Gewiß! die ganze Welt ist Gottes Tempel. Oder, wo wir sein Bild antreffen, ist nicht da auch sein Tempel; wo er dem Bethenden nahe ist, ist nicht da auch seine Kirche; und wo er uns seine Wohlthaten mittheilt, ist nicht da auch der Ort seiner Liebe? Geschieht nun das nicht überall? Wo erblickest du nicht das Bild deines Schöpfers, Christ! es ist mit Flammenzügen an dem nächtlichen Himmel gezeichnet; es trägt es die auf- und niedergehen-

de Sonne an sich; du wirst dasselbe im Dunkel der Nacht gewahr — denn auch sie hat er gemacht — und erblickst es beim Schimmer des Tages.

Wie herrlich verkündet sich dein Schöpfer deinem Auge, du magst es hinwenden, wohin du willst! siehst du gegen Himmel, so begegnest du ihm, und verliehrst dich in seiner Allmacht Größe; kehrst du wieder zur Erde zurück, so kommt er dir auch da entgegen; gehst du an das Ufer des Meeres hin, so siehst du ihn; und betritt'st du die blumichten Auen und Ebnen, so steht er auch da wieder vor dir — selbst der Wurm, der neben dir hinkriecht, trägt sein Bild über sich. *) Und darum sollte

---

*) Er ist dir nah,
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest!
So ist er allenthalben da.
Er ist um dich,
Schaft, daß du sicher ruhest;
Er schaft, was du vor oder nachmals thuest,
Und er erforschet dich und mich.
Er kennt dein Flehn,
Und alle Noth der Seele.
Er weiß, wie oft ich gutes thu', und fehle,
Und eilt mir gnädig beizustehn. Der

te nicht die ganze Welt sein Tempel sein, da überall sein Bild abgedruckt ist? wo Gottes Bild ist, ist auch sein Tempel.

Aber er ist dem Bethenden überall nahe; und wo er ihm nahe ist, da ist auch seine Kirche. Wo kannst du bethen, wo dich dein Gott nicht hört; und wo er nicht bereit wäre, dein Gebeth zu erhören, wenn es vernünftig ist? Jesus bethet oft unter freien Himmel, und bringt einmal eine ganze Nacht auf einem Berge im Gebethe zu. „Weib, sagt er einmal ausdrücklich am Jakobsbrunnen bei Sichar zur Samariterinn: glaube mir: es kommt die Stunde, wo ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbethen werdet; sondern wo die wahren Anbether ihn im Geiste und Wahrheit anbethen werden;" und darum sollte nicht wieder die ganze Welt Gottes Tempel sein?

Die

Der kleinste Halm
Ist seiner Weisheit Spiegel.
Du Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr seid sein Loblied und sein Psalm.

Die ersten Menschen opferten nicht in Tempeln, wie wir, und doch sah er gnädig auf sie herab; Jakob kniete eben da nieder, wo er im Traume die geheimnißvolle Leiter sah. Auch darum ist wieder die ganze Welt Gottes Tempel, weil er überall dem Bethenden nahe ist.

Aber es ist auch noch die ganze Welt seiner Güte voll; es ist jeder Ort der Ort seiner Liebe, wo er uns seine Wohlthaten mittheilt; es ist die ganze Erde geschickt, uns zu heiligen Betrachtungen zu wecken, eben so gut, als die Kirche. Wir treffen vielleicht außer unsern Kirchen mehrere Beweise von Gottes Güte gegen uns an, als in den Kirchen selbst; und gewiß! kaum in der Kirche finden wir die Anregungen zur Tugend, die wir in der ganzen, weiten Schöpfung gewahr werden.

Was spricht lauter zum Sünder, als die majestätische Stimme des Donners, und ruft ihm zu: er soll sich bekehren, soll in sich gehen, und auf seine Besserung denken? was ist mehr im Stande, uns Gottes Größe kennen zu lehren, und erfüllt uns mit Ehrfurcht gegen

ihn, ein Gebäud von Menschenhänden aufgeführt, oder das Gewölb des Himmels, an dem mit majestätischem Gange die Sonne ihre Bahn verfolgt, oder zur Nachtzeit der Mond und die Sterne ihren stillen Weg ziehen? Was muß uns mehr ermuntern auf Gott zu vertrauen, als ein schönes Fruchtfeld, wo tausend Blumen prangen, die alle schöner gekleidet sind, als Salomon in all seiner Größe; und wo muntere Vögel von Baume zu Baume ziehen, und Gott gleichsam ein Loblied anstimmen, weil er sie täglich ernährt, obgleich sie nicht aussäen, und nicht einschneiden, obgleich sie nicht arbeiten, und nicht Früchte einsammeln? Wahrlich! wer auf den Feldern kein Vertrauen zu Gott bekommt, wo man's so deutlich sieht, was Jesus sagt: die Lilien auf dem Felde nähen, und spinnen nicht, und doch kleidet sie Gott; die Vögel in der Luft säen nicht aus, und schneiden nicht ein, und doch nährt sie täglich der Vater im Himmel — wer da nicht Vertrauen auf Gott bekommt, und zugleich ermuntert wird, fromm und heilig zu leben, der wird's in der Kirche auch nicht.

Lassen sie es uns gestehen, m. Fr.! daß die ganze Welt Gottes Tempel sei, denn überall ist sein Bild aufgestellt; überall ist er dem Bethenden nahe; die ganze Welt ist seiner Wohlthaten voll, und überall finden wir Anregungen zur Tugend.

Aber wozu soll uns das nun dienen?

Daß du es einsehen lernst, daß Gott seine Wohlthaten nicht an Orte bindet, sondern überall wohlthätig ist — daß du nicht über stundenlangen Gebethen in der Kirche die nöthigen Arbeiten zu Hause versäumst — und daß du dich zu Hause, und auf offenem Wege eben so befleissest, unsträflich zu wandeln, als in der Kirche; das soll das nützen bei uns.

Wenn die ganze Welt Gottes Tempel ist, und ich nicht einmal zur Kirche kommen darf, um von ihm erhört zu werden; wie sollte ich Tage weit reisen müssen, um sichere Erhörung meiner Bitte zu erlangen? Seid ihr nicht Thoren, ihr Menschen! das mit Aufwande und

Kosten erhalten zu wollen, was ihr in der Nähe eben so gut erhalten könnet? wozu das Wallfahrten nach Gnadenorten? ist unser Gott in einem Orte gnädiger, als er in einem andern ist? ist seine Güte an Bilder und Statuen gebunden; und wenn der Christ vertrauungsvoll zu ihm ruft, wird er ihn zu Hause weniger erhören, als ers in einem andern Orte thut? Weib, ich sage dir, es kommt die Stunde, wo ihr nicht mehr auf diesem Berge hier, oder in Jerusalem den Vater anbethen werdet; sondern wo ihn die wahren Anbether im Geiste und Wahrheit anbethen. *)

Soll.

*) Ich weiß mir von den Wallfahrten weder einen Nutzen zu denken, noch wie sie mit dem wahren Geiste des Christenthumes zu vereinigen sind. Glaubt man beim Wallfahrtengehen, daß Gott in einem Orte gnädiger sei, als in einem andern, und daß man also anderswo eher erhört werden könne, als zu Hause; so ist das Aberglauben. Wollte man aber einem Bilde selbst eine Kraft zutrauen, so wäre es Abgötterei. Das zufällige Gute, das beim Wallfahrtengehen manchmal geschah, wägt gewiß nicht die Mißbräuche auf, die sich dabei eingeschlichen hatten. — Ich frage jeden unbefangenen Mann, ob vorzüglich durch jene

Sollte denn noch nicht einmal diese Zeit gekommen sein? Ich will es gedulden, wenn man zu den Ruhestätten der Martirer wallfahrtet, um sich auch durch den Anblick des Ortes, wo sie gelitten hatten, in der Tugend zu stärken; wenn man nur nicht wähnet, da in seinen Anliegen eher erhört werden zu können; da der Vater die vernünftigen Bitten seiner Kinder überall gerne erhört, und die unvernünftigen überall verwirft. — Ist die ganze Welt Gottes Tempel, so müßt ihr einsehen, daß er überall gnädig ist, und seine Wohlthaten nicht an Orte bindet. Oder sollte vielleicht Gott an der Beschwerniß eine Freude haben, die mit der Rei-

ne, Wallfahrten, wo oft eine ganze Gemeinde in der Frühe auszieht, über Nacht in einem fremden Orte bleibt, und erst dem künftigen Tage, oder noch später nach Hause kömmt — auch nur das geringste Gute geschehe? Zu wie vielen Ausschweifungen das noch immer Anlaß gegeben habe, hat man zu oft gesehen. Schon Bonifaz der Apostel der Deutschen mißbilligte diese Wallfahrten; „sie sollen von dem Könige oder der Sinod verbothen werden, sagte er, besonders den Weibsbildern, weil die meisten dabei verloren gehen, d. i. Ehre und Tugend verlieren.“

Reise verbunden ist, daß er uns darum in einem fremden Orte lieber erhörte? — wahrlich, Freunde! der Vater hat keine Freude daran, wenn sich seine Kinder abmartern und plagen; Gott hat keine Freude, wenn wir uns ihm zu Ehre müde gehen — er will nur Tugend und Besserung, und folgt die nicht, so mögen wir jährlich nach Rom oder Kompostell, oder selbst nach Jerusalem wallfahrten, oder uns täglich aufs Blut geisseln, so nützt es zu nichts.

Aber zweitens dürft ihr nicht über stundenlangen Gebethen in der Kirche die nöthigen Arbeiten zu Hause versäumen, wenn die ganze Welt Gottes Tempel ist. Oder wie sollte ich mich immer in der Kirche aufhalten dürfen — auf Kosten meines Berufes, meiner Arbeiten, wenn die ganze Welt geschickt ist, Gott anzubethen? Ist die ganze Welt Gottes Tempel, so darf ich nicht über stundenlangen Gebethen in der Kirche meine Arbeiten zu Hause versäumen.

Am Morgen, wenn es die Geschäfte erlauben, in die Kirche gehen, da um Segen für den Tag bitten, da der Messe beiwohnen, und

in

in dem Andenken an Jesu sich für die Stunden des Mißgeschickes oder der Versuchung stärken; dann aber hingehen zur Ausrichtung seines Berufes, und in Mitte der Arbeit manchmal aufschauen zum Vater im Himmel, sich ihn oft gegenwärtig vorstellen, ihn um Segen und Beistand anflehen, das ist die Tugend die Gott von uns fodert. Wer es anders macht, wer stundenlang in der Kirche sitzt, und dabei sein Hauswesen vernachläßigt, seine Kinder ohne Zucht läßt, und sein Gesinde ohne Aufsicht, der hat keine wahre Tugend, und ist nicht einmal ein Christ — denn: wer für die Seinigen nicht sorgt, sagt Paulus, besonders die in seinem Hause sind, ist ärger als ein Heide; und hat den Glauben verläugnet. Ist die ganze Welt Gottes Tempel, so dürfen wir auch nicht über stundenlangen Gebethen in der Kirche die nöthigen Arbeiten zu Hause versäumen.

Aber wir müssen uns auch noch zu Hause und auf offenem Felde eben so befleissen, unsträflich zu wandeln, als in der Kirche. Ja! dürfen wir wohl zu Hause etwas thun, das wir uns in der Kirche nicht zu thun getrauten; dürfen wir

uns

uns wohl auf offenem Felde, oder auch in dem verborgensten Winkel etwas erlauben, das wir uns vor Gottes Altären zu thun scheuen würden? Ist die ganze Welt Gottes Tempel, ist er überall gegenwärtig, sieht er uns überall, können wir nie seinem Auge entfliehen, o, so müssen wir eben so unsträflich wandeln, wenn wir zu Hause, oder auf offenem Felde sind, als wenn wir uns in der Kirche befänden. Wo können wir deinem Auge entfliehen, o Gott! wo siehst du uns nicht? wie du die Kirchen mit deiner Gegenwart erfüllest, so erfüllst du die ganze Welt. Bin ich zu Hause, so sieht dein Auge auf mich, bin ich auf offenem Felde, so steh ich vor dir — sollte ich selbst in den Abgrund hinabsteigen, wie der Prophet sagt, so wärest du bei mir. *) Nirgends

*) Wie will ich deinem Geist entflieh'n, o Gott!
Wie deinem Angesicht' entgeh'n?
Steig ich zur Höll', so bist du da;
Steig ich zum Himmel, bist du da.

Schwäng' ich mich mit dem Morgenrothe,
Und schlüg' an fernen Meeren meine Wohnung auf;
Auch dahin würde deine Hand mich leiten,
Auch da mich deine Rechte halten.

Sagt

gends darf ich also sündigen, überall muß ich fromm sein und unsträflich wandeln; ich mag dann in der Kirche, oder zu Hause, oder sonst wo sein.

Wie wichtig ist aber nun nicht diese Lehre? Da hört alle örtliche Heiligkeit auf, da giebt es keine Tugend, die nicht überall geübt wird, und — wer fromm sein will, darf seine Frömmigkeit nicht in die Kirche verschließen, daß er zu Hause also wieder jeder Leidenschaft fröhnen könnte — er muß sie von der Kirche nach Hause, und wo er immer hinkommen mag, mittragen. Aber ist nicht diese Lehre auch noch für uns ungemein tröstlich? Wie muß sich der Kranke freuen, daß er auch zu Hause seinen Gott hat, und von ihm da eben so gut erhöret werden könne, als

---

Sagt' ich: vielleicht verbärge mich die Finsterniß vor dir,
Vielleicht könnt' ich zur Nachtzeit ungesehen sündigen?
Allein auch Finsterniß bedeckt mich nicht,
Nacht ist dir Tag, und Finsterniß — dir Licht.
Denn du kennst meine Nieren;
Du warst von Mutterleibe an bei mir.
Psalm. 138.

als in der Kirche? wie froh muß der Geschäftsmann sein, weil er seine Kirche überall um sich hat?

So müssen auch die Wahlfarten aufhören, die dem Geiste des Christenthumes zuwider sind, die ihren Ursprung im Heidenthume haben, *) und womit so vielfältig die Mutterkirche verachtet, und die Sittlichkeit untergraben wird.

Ich

---

*) Daß die Wallfahrten ihren Ursprung im Heidenthume haben, ist bekannt. Die Heiden glaubten, daß ihre Gottheiten in Bildern und Statuen wohnten, oder zum wenigsten ihnen immer nahe wären. Darum reiste man aus den weitentlegensten Ländern zu Bildern, die vor andern berühmt waren. Ein solches Bild stand vorzüglich zu Ephesus (sieh deutsches Brevier 2 B. S. 473).

Unsere Wallfahrtsbilder sind auch manchmal nichts anders, als Verwechslungen mit heidnischen Bildern. Man erzählt von der berühmtesten Wallfahrt in Baiern, daß einst dort ein bekannter und häufig besuchter Götze stand. Man riß ihn bei Erscheinung des Christenthums nieder, um aber das Volk nicht gar zu sehr zu erbittern, setzte man an seine Stelle ein Muttergottesbild.

Ich wünsche, daß mein Bemühen eben so gesegnet sein möge, als gut es gemeint ist, Amen.

X.

Ueber die gemeine Rede:
Man soll alles beim Alten lassen.

Ueber Lukas I. 61.

Am Feste Johann des Täufers 1802.

Sie erwiederten: ist doch Niemand in deiner Freundschaft, der diesen Namen trägt.

Lukas I, 61.

Ein Kind, das Gott bei seiner Geburt schon so sehr auszeichnet, muß zu etwas Sonderbaren bestimmt sein, m. Br.! — Oder wie, ein Mensch, der unter Wundern auf die Welt kommt, der von dem Engel vorher verkündet ward — dessen Geburt so offenbar unter die Zahl jener Ereignisse gehört, die von Gott allein bewirkt werden können, — sollte der Himmel etwas anders, als etwas Großes mit ihm vorhaben können?

Allein, die Schrift hat uns von Johann dem Täufer noch mehr aufbewahren wollen, als die kurze Geschichte seiner Geburt. Von seiner ersten Jugend an lebte er in der Wüste, sagt sie; war da äußerst streng gegen sich selbst; aß nur wildes Honig und Heuschrecken — die Kost der ärmsten Leute — und trug ein Kleid von Kamelhaaren. Als er sich dem dreißigsten Jahre näherte, tratt er aus

der

der Wüste hervor, fieng an Busse zu predigen, um die Nation auf die Ankunft des Messias aufmerksam zu machen, und ihm gleichsam in die Hände zu arbeiten. Da schonte er keine Person. Er hieß Schlangenbrut Schriftlehrer und Volk, wenn sie es waren — und selbst dem Könige scheute er sich nicht, zu sagen, daß es ihm nicht erlaubt sei, die Gemahlinn seines Bruders zum Weibe zu haben: Es ist dir nicht erlaubt, das Weib deines Bruders zu haben. — *) Freilich das bewirkt seinen Tod; er wird gefangen; und

stirbt

*) Es war dieser König Herodes Antipas, Vierfürst in Galiläa. Auf einer Reise nach Rom kehrte er bei seinem Bruder Philippus ein, wurde mit dessen Frau Herodias bekannt, und beschloß sie seinem noch lebenden Bruder zu entführen. Herodias willigte in sein Begehren unter der Bedinguiß, daß er seine rechtmäßige Frau, eine arabische Königstochter, verstoßen sollte. Die Bedinguiß ward erfüllt, und zog einen blutigen Krieg nach sich, worin die Völker des Herodes von den Arabern eine gänzliche Niederlage erlitten. Dieser Herodias wegen bestrafte nun Johannes oft den König, und suchte sie auf alle Weise von ihm zu entfernen. Allein es kostete ihn sein Leben.

stirbt, als Opfer der Wahrheit und seiner Pflicht durch einen Wollüstling, der selbst bei der Tafel den Befehl dazu giebt — um einer Dirne willen.

Aber, m. Fr.! wir wollen heute bei einer Stelle unsers Evangeliums verweilen, die mich besonders aufmerksam gemacht hat, und die ich darum zum Vorspruche wählte. Da das Kind beschnitten werden sollte, heißt es, gaben ihm die Befreundten den Namen Zacharias, weil sein Vater auch so hieß. Allein Elisabeth ließ es nicht angehen — er soll nicht Zacharias heißen, sagt sie, sondern Johannes. — — Da fragen nun die Anverwandten: warum dieses, da in der ganzen Freundschaft niemand so heißt? — Ich erinnere mich da, wie oft man sagt: warum diese Neuerung? es war nie so, man soll es also beim Alten lassen. Lassen sie uns über diese gemeine Rede unsre Betrachtung anstellen.

Ich will ihnen 1. sagen: wie allgemein diese Foderung sei, und wie hartnäckig man auf ihr bestehe; 2. wollen wir untersuchen, ob sie denn auch

gerecht sei; 3. woher sie komme; 4. endlich wollen wir auch noch sehen, wozu uns unser heutiger Unterricht vorzüglich dienen solle.

Ich glaube, der Gegenstand müsse an sich schon ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, daß ich sie nicht lange mehr um sie bitten darf. Wir wollen nur Gott um seinen Beistand anrufen.

Es war immer so, man soll es also auch lassen — daß dieß tausendmal gehört wird, wer weiß es nicht? — wer weiß nicht zugleich, mit welcher Hartnäckigkeit man es fodert? wird uns oft auf alle Vorstellungen, die wir machen mögen, zuletzt etwas anders geantwortet, als dieses? ist das nicht von jeher die Schwierigkeit gewesen, mit der noch jeder zu kämpfen hatte, der etwas Neues, obgleich Besseres einführen wollte? — Die Anhänglichkeit an einmal angenommenen Gewohnheiten, das Festhalten an alten Gebräuchen, das Beharren an einer einmal gewohnten Denkart und Sitte — nur der weiß es nicht, der die Menschen nicht kennt, wie fest es ist, und wie schwer es läßt, dagegen

etwas

etwas auszurichten — besonders wenn es Gebräuche und Gegenstände der Religion betrift.

Ich übergehe hier alle ferneren Beweise, und bitte sie nur selbst auf das, was man immer hört und sieht, Acht zu haben.

Mehr muß ich mich über die Frage ausdehnen: ob die Foderung: alles beim Alten zu lassen, gerecht sei. Ich schränke mich nur auf die Gegenstände der Religion ein, weil ich sonst zu weitläufig werden müßte. — Vor allen müssen wir den Fragepunkt genau bestimmen. Wenn gefodert wird: bei der Religion alles beim Alten zu lassen — verlangt man dieses von den Dingen, die der Religion wesentlich sind, die die Bestandtheile des Christenthumes ausmachen, und schon in unsern Grundbüchern enthalten sind? — Es ist die Foderung gerecht und billig, daß da alles beim Alten gelassen werde. Die großen, erhabenen Gebothe, die Gott selbst in unser Inneres geschrieben hat, können nicht abgeändert werden; auch was Jesus für alle Zeiten festsetzte, muß unabänderlich

bleiben. Es darf, und kann da nichts abgeändert werden.

Wie aber, wenn die Rede von zufälligen Dingen — von Gegenständen ist, ohne denen das Christenthum immerhin bestehen kann — die selbst vielleicht erst aufgebracht worden sind; ist auch da diese Foderung gerecht? — Sie ist es nicht, m. Br.!

Es ist unmöglich, die Gebräuche und Ceremonien — das bloße Aeußerliche der Religion immer beim Alten zu lassen. Nichts ist unabänderlich auf Erde, als die Wahrheit; — nur der Geist des Christenthumes muß fortdauern; die großen Gebothe, die wie in Erz in unser Herz eingegraben sind, die müssen bleiben — alles Uebrige aber kann und muß nach Verschiedenheit der Zeiten und Umstände geändert werden.

Wenn sich die ganze Denkart einer Nation ändert, wenn die Wissenschaften nach und nach ein ganz neues Licht selbst über die Gegenstände der Religion verbreiten; wenn sich da oder dort Mängel zu zeigen anfangen, wo man sie vorher nicht sah — kann da alles

beim Alten bleiben? muß man nicht immerfort Abänderungen treffen; an die Stelle dessen etwas Passenders setzen, was mit dem Zeitgeiste *) nicht mehr bestehen kann? Es ist unmöglich, wenn von den Gebräuchen und Ceremonien die Rede ist, sie immer beim Alten zu lassen.

Allein, es sind ja hierinn immer Abänderungen gemacht worden; man hat von jeher Gebräuche abgewürdigt, und andere dafür aufgebracht **) — fast alle, die wir

*) Was ist der Zeitgeist, von dem man so vieles redet; den man fast immer im Munde führt, ohne ihn vielleicht zu kennen? — Er ist die herrschende Denkart des Jahrhunderts; und in Rücksicht unsers Jahrhunderts — das rege, freie Aufstreben zu etwas Neuem und Besserm.

**) Es war z. B. einst gewöhnlich, das Abendmahl erst am Abende zu empfangen, weil es der Herr selbst seinen Jüngern erst am Abende reichte, wo sie schon das Osterlamm genossen hatten; es ist aber abgeändert worden, weil sich zuviele Mißbräuche dabei eingeschlichen hatten. Es war einst gewöhnlich, das Abendmahl selbst den kleinsten Kindern zu reichen; es ist nicht mehr. Es war ge=

wir haben, sind nicht schon beim Anfange des Christenthumes gewesen; sondern sind erst nachher, früher, oder später, aufgebracht worden. Man mag in Rücksicht der Gebräuche ändern was man will: so kann man eigentlich nie sagen, daß man das Alte abbringe; sondern vielmehr das Neue, *) und daß man

---

gewöhnlich, dem Volke unter beiderlei Gestalten das heilige Sakrament zu reichen; heut zu Tage reicht man es ihm nur in einer mehr. Es war gewöhnlich, auch am Mittwoche zu fasten; wir fasten jetzt auch am Samstage nicht mehr. Es war einst sogar gebothen, daß die Frauenspersonen in der Kirche nicht anders, als mit einem Schleier vor dem Gesichte, erscheinen sollen; es ist dermalen ganz anders. Es war gebothen, sich vom Blute und Erstickten zu enthalten; uns ist beides zu essen erlaubt. So brachte man immer eines ab, und das andere auf.

*) Es wird nicht undienlich sein, herzusetzen, wann unsere meisten dermaligen Gebräuche aufgekommen sind. Unsere Festtage, Ostern und Pfingsten ausgenommen, sind alle nicht älter, als das 4te Jahrhundert; da erst kam das Fest der Geburt, der Taufe, und der Himmelfahrt des Herrn auf. Im 5ten führte Mammert, Bischof zu Vienne, die Rogationen, d. i. die drei Buß- und Fasttäge vor dem Feste der Him-

man nur wieder auf das Alte zurückkommen wolle, von dem man sich entfernt hat. Das alte Christenthum war einfach und kurz; jemehrere Gebräuche man also abbringt, und wieder zum Einfachen und Kurzen zurückkommt, um so mehr kehrt man zum Alten zurück. Wie könnte man denn also wieder fodern, alles beim Alten zu lassen?

Aber

Himmelfahrt ein, und es währte lange, bis sie von Frankreich nach Deutschland übergiengen, besonders setzte sich Spanien lange dagegen. Im 6ten Jahrhunderte entstanden die Feste Mariä Reinigung oder Lichtmeße, Mariä Verkündigung, und die Geburt Johann des Täufers. Im 7ten kam das Allerheiligenfest auf. Alle andere Feste haben ihren Ursprung noch später. Unsere Bruderschaften sind nicht älter, als das 7te Jahrhundert, und sind Nachahmungen der Mönchsorden. Der vollkommene Ablaß kam im 11ten Jahrhunderte bei Gelegenheit der Kreuzzüge auf. Die Klöster sind alle nicht älter, als das 4te Jahrhundert, zum wenigsten im Abendlande. Die Franziskaner entstanden beiläufig vor 600 Jahren, und die Kapuziner sind noch jünger. Selbst unsere Messe (ihrer dermaligen Einrichtung nach) ist nicht älter, als das 7te Jahrhundert; man kann also mit Recht sagen, daß man nur das Neue abbringe.

Aber sollen denn wir nicht, drittens, immer gescheider werden — ist es nicht unsre Pflicht? sagt uns nicht Paulus ausdrücklich: wir sollen immer wachsen, sowohl in unser Tugend, als auch in der Kenntniß? — und wir sollten fodern dürfen, daß alles immer so gelassen werde, wie es bisher war? würden wir es einst bei Gott verantworten können, wenn wir das Pfund vergraben ließen, das er uns anvertraut hat — würden wir nicht schon darum unrecht thun, weil es doch nicht zu läugnen ist, daß sich viele Mißbräuche eingeschlichen haben? Wir sind Menschen, m. Br.! und fehlen täglich; wir haben darum viele Gebräuche, die nichts taugen; wie vieles hat nur der Eigennutz eingeführt? — es ist unsre Pflicht, unsre Vorfahrer zu verbessern — eine Pflicht, deren Vernachläßigung wir einst verantworten müssen. Auch darum ist diese Foderung, alles zu lassen, wie es war, ungerecht.

Allein ihr seid Christen, m. Br.! ihr seid Anhänger einer Kirche, von der ihr glaubt, daß sie Gott selbst gestiftet hat; ihr erkennt sie, als eure Gesetzgeberinn, und die obrigkeitliche Macht, der ihr gehorsa-

men

men müßt. Es ist euch von Jugend auf gelehrt worden, daß sie nicht bloß Verordnungen machen könne, wenn sie es zum Wohle ihrer Untergebenen nothwendig findet, sondern auch wieder aufheben. Ihr seid überdieß Bürger und Staatsunterthanen, und wißt, daß auch der Staat die Macht habe, Gesetze zu geben, *) und sie nach Erfoderniß der Umstände wie-

---

*) Der Staat hat nicht blos die Macht politische Gesetze zu geben; er kann auch in religiöser Hinsicht Verordnungen machen, in soferne es nämlich Dinge betrift, die mit seinem Interesse innigst verbunden sind. Nur das eigentliche Religiöse steht unter den Bischöfen, als den von Christo aufgestellten Hirten; alles andere hangt von der Bewilligung oder Anordnung des Staates ab. Z. B. Feiertäge entstehen nicht anders, als durch die Bewilligung des Fürsten; sie hören wieder auf, wie diese Bewilligung aufhört. Klöster konnten nur mit der Erlaubniß des Staates aufkommen; sie hören zu sein auf, wie diese Erlaubniß veränderter Umstände wegen versagt wird. Selbst der Zölibat der Geistlichkeit dauert nur mit der Bewilligung des Fürsten fort, oder hört auf. Ein anders ist es, wenn von wesentlichen Dingen der Religion die Rede ist. Da muß der Fürst den Glauben seiner Unterthanen unangetastet lassen, weil nie der Wille bei

wieder aufzuheben. Wenn ihr also bestimmen wollet, was geschehen müsse oder nicht; wenn ihr entscheiden wollet, ob Abänderungen gemacht werden können, oder ob man sie unterlassen müsse — greift ihr nicht in fremde Rechte ein? maaßt ihr euch nicht Dinge an, die euch nicht zustehen, und seid ungerecht? — — O laßt doch euren Eigensinn — denn Eigensinn ist die Foderung, alles zu lassen, wie es bisher war; er ist ungerecht, er ist kein heiliger Eifer, womit ihr euch bei Gott ein Verdienst sammelt; er ist strafbare Widersetzlichkeit gegen die von Gott gesetzte Macht; wollt ihr Gott gefallen; so seid vielmehr jeder Verordnung gehorsam, die von euer Obrigkeit kommt; denn Gehorsam gefällt Gott mehr, als Opfer — und als dieser blinde Eifer.

Ich will ihnen aber sagen, woher er kommt, und wozu uns vorzüglich der heutige Unterricht dienen soll.

Die

bei dem ersten Verein der Völker war, ihm so eine Macht einzuräumen. — Es müßte nur sein, daß eine Religion ihrer sonderbaren Lehren wegen dem allgemeinen Wohle zuwider wäre.

Die erste Ursache dieses unzeitigen Eifers ist offenbar — Eigensinn. Nicht weil man das Bessere, das man an des Alten Stelle setzen will, nicht einsieht, setzt man sich dawider; man erkennt es — sieht es ein — aber man hat niemals gelernt, andern zu gefallen zu leben; und darum widersetzt man sich. Eigensinn ist die erste Ursache dieses unzeitigen Eifers.

Zweitens kommt er aber daher, weil man das Alte zu sehr gewohnt ist; man hat es von Jugend auf gesehen, hat nie etwas anders gehört; und so läßt es sich erklären, warum man es nicht abgeschaft wissen will.

Wurden uns nicht, drittens, diese Gebräuche nur zu oft als höchst wichtig angepriesen; hat man ihren Werth nicht manchmal selbst über das Christenthum hinaufgesetzt? Der Eigennutz und die Geldbegierde hat er nicht geflissentlich das Eigentliche und Wahre zu verdunkeln gesucht, um dieß desto höher empor zu heben? daher kommt auch wieder dieser Eifer.

Al=

Allein er hat noch andere Quellen, m. Br.; bald den Mangel an deutlicher Kenntniß des Christenthumes; bald dessen Strenge — und fast immer den Eigennutz.

In der That! glauben nicht viele aus Mangel reinerer Begriffe, es werde ihnen das Christenthum selbst genommen, wo man nur Mißbräuche aufhebt, oder Gebräuche abändert, die wir entbehren können, ohne an der Hauptsache zu verlieren? — Es ist Mangel an Kentniß des Christenthumes weiter die Ursache, warum man verlangt, alles beim Alten zu lassen.

Aber auch wieder die Strenge desselben. Man will sich einen leichtern Weg zum Himmel bahnen, als der, der Gebothe, ist, die so hart sind — man macht sich also glauben, es sei schon genug, um in den Himmel zu kommen, wenn man die gesetzlichen Gebräuche gewissenhaft mitmacht. Können sie zweifeln? werden wir nicht, so zu sagen, alle Augenblicke auf diese Betrachtung geführt? Warum sind eben die Leute, die sich am wenigsten daraus machen, verleumderisch, ungerecht, auch

oft unkeusch zu sein, am gewissenhaftesten, die Gebräuche und Ceremonien mitzumachen? warum sind eben die Nichtswürdigsten, wie man zu sagen pflegt, oft am bethendsten? warum kann mancher um alles nicht dahin gebracht werden, Fleisch am Samstage zu essen, das doch erlaubt ist, der sich doch aus einer Wollustsünde, selbst dem Ehebruche, und einer offenbaren Ungerechtigkeit nichts macht?? er glaubt, das werde ihn schon vor der Hölle sicher stellen können, wenn er auch die Foderungen des Christenthumes unbefolgt läßt. — Ist es also ein Wunder, wenn er verlangt, man soll derlei Dinge unberührt lassen? Wie sollte er gleichgiltig sein können, wenn man ihm das nehmen will, was ihm so wichtig ist? wo er alsdann entweder die Hoffnung zum Himmel aufgeben müßte, oder anfangen ganz anders zu leben. Auch die Strenge des Christenthumes ist wieder Ursache, wenn man verlangt, alles beim Alten zu lassen.

Aber die vorzüglichste Ursache ist der Eigennutz, m. Br.! Ich habe nicht Ursache, mich hierüber weit auszudehnen; es weiß es jeder; sieht's jeder ein, der die Menschen auch

nur wenig kennt. Es geht auch bei uns noch, wie es einst zu Ephesus gieng, wo die Silberarbeiter einen Aufstand gegen den Paulus erregten, weil sie ihre Dianatempelchen nicht mehr anbringen konnten. Wer bei Veränderungen zu verlieren hat, ist immer ein Feind derselben; gleichwie sie der billigt, der dabei gewinnt, wenn er schon nicht mehr Einsicht hat, als jener. Der Eigennutz öffnet, oder verschließt uns unsre Augen; wie wir unsern Vortheil dabei haben, oder verlieren müssen, loben oder tadeln wir etwas. — „Wer wünscht aber nicht zu gewinnen, und wer fürchtet sich nicht zu verlieren?„ — Es ist das ganz recht, nur mehr Vertrauen sollet ihr auf Gott haben, m. Br.! daß er's euch auf einer andern Seite geben werde, wenn ihr euch in seinen Willen füget — und Aufopferungen sollt ihr auch machen können des gemeinen Wohles wegen; besonders um Mißbräuche wegzubringen, die der Tugend und dem Seelenheile so nachtheilig sind.

Jetzt werde ich ihnen sagen dürfen, wozu uns unser heutiger Unterterricht vorzüglich nützen soll.

Worinn

Worinn soll wohl dieser vorzügliche Nutzen bestehen? Sie sollen ermuntert werden, den Geist des Christenthumes kennen zu lernen, und sich an ihn allein zu halten. Alles ändert sich, oder kann geändert werden, als Gott über alles lieben, und ihm allein dienen; nichts bleibt, als dieses — wenn der Glaube und die Hoffnung aufhört, sagt Paulus, so bleibt die Liebe noch. Diese Liebe ist die Hauptsache des Christenthumes, in ihr besteht sein Geist, seine Seele. Besleisset euch also vorzüglich ihrer. Liebe deinen Gott, m. Chr., weil er das höchste, sittlich-vollkommenste Wesen ist — liebe ihn, weil er dich gemacht hat; liebe ihn, als deinen besten, zärtlichsten Vater; und wandle stets in seiner Gegenwart. Liebe deinen Mitbruder, weil er ein Wesen, wie du, ist, weil ihr beide einen Vater habt, ihr beide durch Jesus Blut erkauft seid, und euch die nämliche Seligkeit im Himmel erwartet; und thu ihm darum so viel Gutes, als du kannst. Das kann dir erstens kein Mensch rauben, das ist zweitens die Hauptsache des Christenthumes — und nur dieß wird dich in den Himmel bringen. Zweitens, glaubet an Jesus, und seine Verheissungen,

trauet

trauet auf ihn, und stellet euch oft vor, daß er nicht blos euer Erlöser, sondern auch euer Richter sei; und lernet dadurch, euch vor jeder Sünde hüten; denn auch das gehört zur Wesenheit des Christenthumes — das ist das ewige Leben, daß sie an dich glauben, o Vater! und an den, den du gesandt hast, Jesus Cristus.

Lebt, drittens, unschuldig und keusch, thut nie etwas, womit ihr euch selbst entehrt; denn auch das fodert das Christenthum von euch — weder die Hurer, noch die Ehebrecher werden das Himmelreich ererben, sagt es. Betrügt, ferner, Niemanden, sondern gebt jedem, was sein ist — denn erinnert euch stets, wenn ihr hier nicht zur Verantwortung gezogen werdet, daß doch jenseits ein Rächer ist jeder Ungerechtigkeit; laßt euch lieber selbst unrecht thun, als daß ihr's andern thut, denn es ist besser, sagt es wieder, Unrecht leiden, als thun, und daß diejenigen jenseits belohnt werden, die hier oft bei all ihrer Rechtschaffenheit verkannt werden. Vergeßt der Armen nicht, denn sie sind der Augapfel des Herrn, was wir ihnen thun, thun wir Jesu selbst. Findet euch gerne beim Ge=

bethe ein; wenn es eure Berufsgeschäfte erlauben — und stärkt euch in Gottes Umgange zum Kampfe wider die Sünde, lernet jede gesetzwidrige Neigung in euch abtödten, geduldig sein, und ausdauern bis an's Ende, weil nur die selig sind, die ausharren bis an's Ende — und zuletzt endlich vergeßt nie, daß diese Erde nur der Uebungsplatz für eine bessere Welt sei — laßt euch diese Ueberzeugung in Leiden stärken, und in der Stunde der Freude von Ausschweifung und Uebermaße verwahren — das kann euch Niemand rauben, das kann euch kein Mensch verbiethen, das wird niemals geändert werden.

Ich weis es: es ist das hart; aber darum heißt es ja auch in der Schrift: daß enge das Thor sei, und schmal der Weg, der zum Leben führet — daß der Himmel Gewalt brauche, und nur die ihn erobern, die sich diese Gewalt geben. Eben daraus könnt ihr auch schliessen, daß ihr nicht auf dem rechten Wege zum Himmel seid, wenn ihr nur Ceremonien und Gebräuche mitmacht, die nicht hart sind.

O Gott! es ist Thorheit, fodern, es soll alles, was blos Gebräuche und Ceremonien

betrift, beim Alten bleiben; du hast selbst deiner Kirche die Macht gegeben, das wieder zu ändern, was nicht mehr taugt; es hieße dir selbst widersprechen, wenn man diese Gewalt nicht anerkennen wollte. Die Menschen, die das fodern, kennen deine Religion nicht; sie fodern etwas, was sie selbst nicht verstehen, und das zuletzt im Stande wäre, das Christenthum umzustürzen. Wie bald würde man die Religion nicht mehr kennen, wenn man zwar immer neue Dinge aufbringen, aber die alten nicht mehr abbringen könnte — wenn man das, was die Menschen jetzt zu ihrem Verderben mißbrauchen, so ehrwürdig es sonst auch gewesen sein mag, lassen müßte — und sich nicht bemühen dürfte, da Tausende gleichsam das Christenthum verloren haben, es sie wieder kennen zu lehren. Du erlaubst es, du willst es, daß man sich in jedem Zeitalter, in so ferne es nur die Form und die Einkleidung der Religion betrift, nach der Denkart und Sitte der Menschen richte, um sie auf diese Art für sie selbst desto leichter zu gewinnen. *) — Aber da also

*) Beobachtete dieß nicht Paulus schon, und gieng uns mit seinem Beispiele vor? Er war Juden Jud,

also das Aeußerliche sich immer ändert, so will ich desto fester auf das Innere und Unwandelbare halten. Ich will mich besleissen, das wahre Christenthum kennen zu lernen, wie es Jesus gepredigt hat. Das nimmt mir dann kein Engel, kein Mensch, selbst kein Satan.

Ja, laßt Abänderungen getroffen werden, so viel ihr wollt; laßt Gebräuche ab= und aufkommen — laßt selbst meine Kirchen und Altäre niedergerissen werden — kann man mir darum das Christenthum nehmen? das sei ferne! waren doch die schönsten Zeiten für das Christenthum, wo man sich in unterirrdischen Gewölbern versammelte, und das Grab eines Martirers der Altar war, wo man opferte!

 sollte

Jud, Heiden Heid, sprach mit den Juden aus ihren heiligen Büchern, und mit den Heiden aus ihren Dichtern. Ich bin den Juden Jud geworden, sagt er, damit ich die Juden gewinne — jenen, die unter dem Gesetze waren, als wäre ich auch dem Gesetze unterworfen; jenen die das Gesetz nicht hatten, als wäre ich auch daran nicht gebunden. Alles that ich aber wegen dem Evangelium. 1. Cor. 9, 20.

sollte ich nicht darum, wenn das auch jetzt geschehen würde, noch ein Christ sein können? — (aber haben wir denn das zu fürchten?) Das Christenthum besteht nicht in äußerlicher Pracht und in kostbaren Ceremonien, wobei das Herz immer böse sein kann — das wahre Christenthum ist: an Gott glauben, überall auf ihn trauen, und Jesus als seinen Herrn erkennen — und diese Erkenntniß, diesen Glauben durch einen guten Wandel an den Tag legen *) — wer kann mir

*) Zwar muß das Christenthum auch etwas Aeußerliches haben, weil es für Menschen gemacht ist; aber im Aeußerlichen besteht es darum nicht. Welcher Unverstand wäre es, wenn man glaubte, Gott würde durch brennende Kerzen, durch schöne Altäre, durch Gold, Silber, und Edelsteine geehrt? Oder er hätte an den schönen Arbeiten der Künstler eine Freude, und wäre bereitwilliger bei einem verschwenderischen Gottesdienste, und in einem vergoldeten Tempel seine Geschöpfe zu erhören, als beim stillen Gebethe einer Familie, und in einer mit Rohr und Stroh gedeckten Hütte? Gott ist ein Geist, und die ihn anbethen, müssen ihn im Geiste und Wahrheit anbethen. Man bauet mir vergebens Wohnhäuser, sagt er, die ganze Welt ist mein Tempel.

mir dieses Christenthum rauben? — laßt Himmel, und laßt Erde brechen, ich bleibe ein Christ. Amen.

XI.

Ueber das Weihen und Segnen.

Ueber Markus VIII. 7.

Am 6ten Sonntage nach Pfingsten 1803.

Sie hatten auch etliche kleine Fische; auch diese segnete er, und hieß sie dem Volke vorlegen.

Mark. VIII. 7.

Jesus speißte heute 4000 Menschen mit sieben Broden und einigen kleinen Fischen. Wir staunen darüber, m. christl. Fr.! — Aber geschieht dieses Wunder nicht alle Jahre? Wir essen; werden täglich satt, und unsere Speise ist sie anfangs grösser, als die sieben Brode, und die kleinen Fische der Jünger? Es sind wenige Körner, die der Landmann nimmt, und in die Erde streut; diese treiben nach einiger Zeit kleine Hälme, die allmählig größer werden; und ehe wir's uns versehen, stehen die schönsten Früchte da; unsere Felder sind mit goldenen Aehren bedeckt; und das, was ehevor kaum einigen Menschen zur Nahrung hingereicht hätte, kann nun Hunderten Brod geben.

Gott! wie wunderbar bist du nicht auch jetzt noch! wie wunderbar ist alles, das Größte und das Kleinste, was du thust! wenn schon unsere

Spei-

Speise nicht so plötzlich vermehrt wird, wie es heute Jesus thut, so geschieht dieses doch alle Jahre nach und nach — und müssen wir weniger staunen darüber; müssen wir dir auch weniger danken dafür!

Lassen sie mich heute, meine Brüder! über die Güte Gottes zu ihnen reden, mit der er uns täglich ernährt. Sie verdient es diese Güte, daß wir einmal eigens darüber unsere Betrachtung anstellen. — — Doch kann ich nicht noch von etwas wichtigern predigen? ? Als Jesus die wenigen Fische in die Hände nahm, segnete er sie, sagt der Evangelist — Sind nicht auch wir gewohnt, alles zu segnen? haben nicht auch wir noch allerlei Weihungen und Heiligungen? und weiß man, was sie zu bedeuten haben? kennt man ihre Kraft, ihre Wirkung? schreibt man ihnen nicht zu viel zu, und schleichen sich also nicht viele Aberglauben dabei ein? — Vom Weihen und Segnen will ich zu ihnen reden, meine Brüder! ich weiß für heute keinen wichtigern Gegenstand. Wie gewöhnlich es uns ist, alles zu segnen, das will ich ihnen zuerst sagen; dann will ich ihnen zeigen, wie viele Aberglauben

sich

sich dabei eingeschlichen haben; drittens welcher Schade dadurch immer angerichtet worden ist; endlich werde ich ihnen auch noch den wahren Begriff vom Weihen und Segnen aufstellen: wie wir ihn in der Lehre der Kirche antreffen, und wie er sich selbst bei der gesunden Vernunft rechtfertigt. Sie sehen wohl selbst, daß der Gegenstand alle ihre Aufmerksamkeit verdient?

Nichts ist uns so gewöhnlich, als das Weihen und Segnen. Besprengen wir uns nicht, wenn wir aufstehen und schlafengehen, mit dem Weihwasser? Bezeichnen wir uns nicht Morgens und Abends, und auch wohl öfters des Tags mit dem Kreuze, und schreiben es so gar an unsere Thüren und Fenster? Tragen wir nicht Skapuliere und Amulette, und glauben, es werde uns darum der Teufel nicht schaden können? Wir lassen zu Weihnachten unsere Häuser ausräuchern; wir lassen uns zu Ostern unsere Speisen segnen, und behalten geweihtes Salz und geweihte Kräuter für das ganze Jahr auf. Wir segnen den Wein der Brautleute; wir segnen das Wetter; und wenn ihr krank waret, wie oft hat man euch gesegnet, um alles Böse

von

von euch zu vertreiben? Es ist uns nichts so gewöhnlich, als alles zu weihen und zu segnen.

Aber, ob sich da nun keine Aberglauben eingeschlichen haben? Wir wollen es untersuchen. Was glaubt man vom Weihen und Segnen? daß es eine übernatürliche Kraft habe; daß es im Stande sei, uns vor den Nachstellungen des Teufels sicher zu stellen; zum wenigsten, daß es uns gegen natürliche Uebel und Leiden verwahren könne. Ob aber das nun nicht Aberglauben sind?

Schon die Vorstellung ist Aberglauben: „der Teufel hat eine Macht über die Menschen;" *) diese Vorstellung, die jeder Weihe und Segnung nach dem Volksbegriffe zum Grunde liegt. Der Teufel hat keine Macht über die Menschen. Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt,

*) Es ist nicht die Rede von der Existenz des Teufels, sondern nur von seiner freien Einwirkung.

fällt, kann seine edelsten Geschöpfe nicht der Willkühr des verworfensten Wesens Preis geben. Er, der für das Kleinste in der Natur sorgt, der die Feldlilien seiner Aufsicht würdigt, und den Wurm nicht übersieht, der neben dem Fuße kriecht, kann die Menschen nicht so weit vergessen, daß der Teufel mit ihnen thun könnte, was er wollte, oder daß er auch nur im Stande wäre, ihnen ein Haar zu krümmen. Es ist dieß eine Vorstellung, die dem Begriffe von Gott als unserm Vater, zuwider ist; es ist eine Vorstellung, die die Religion der Christen entehrt, der die gesunde Vernunft widerspricht, und die nur aus dem Juden- und Heidenthume zu uns übergegangen ist. Wenn es bei Jesu Zeiten Besessene gegeben hat, sind denn heut zu Tage auch noch die Ursachen vorhanden, die dort vorhanden waren? Wer weiß, ob nicht alle Erzählungen nur von natürlichen Krankheiten zu verstehen sind, und wie vieles die Evangelisten eingemischt haben, um sich nach den Volksbegriffen zu richten? Schon die Vorstellung ist Aberglauben: „der Teufel hat eine Macht über die Menschen. *)"

Aber

*) In Hinsicht der Versuchungen vom Teufel hat Hr. Graser eine sehr schöne Stelle in seiner Prüfung

Aber gesetzt der Teufel könnte uns schaden, Gott ließe es zu; wären wohl Segnungen

---

fung S. 282: „Gott erschuff den Menschen, sagt er, als ein moralisches Wesen, und fodert von ihm Moralität, als das Werk seiner freien Thätigkeit, oder er erschuff ihn als seinen Unterthan, und übt ihn im Gehorsam, um ihn im Verdienungsfalle zu belohnen, oder beim Gegentheile zu bestrafen. Das zweite läßt sich mit dem aufgestellten und erwiesenen Begriffe von Gott nicht vereinbaren. Gesetzt aber, dieser Begriff von Gottes Verhältniß zu uns hätte Statt; so würde doch nicht das von einem Gott annehmbar sein, daß er, um den Menschen im Gehorsam recht zu üben, nebst seinem natürlichen starken Hange (nitimur in vetitum) nebst den vielen natürlichen Versuchungen, die sich im Laufe der Welt ergeben, ihn noch absichtlich dem boshaften Wesen Preis gebe, um ihn noch mehr zu versuchen, und der Gefahr bloß zu stellen, die ewige Seligkeit selbst zu verlieren. Nimmt man aber das erste an, daß der Mensch ein moralisches Geschöpf sei, d. i. ein Wesen, welches zwei heterogene Naturbestandtheile in sich vereinigt, und doch Troz des in sich habenden Widerstreites nur ein Ganzes ausmacht, wodurch er der Glückseligkeit, welche Bedürfniß für seine ganze Natur ist, fähig werden soll; so ist der herrschende Glaube an die Einwirkung des

Teu-

gen und Weihen das Mittel, ihn zu vertreiben. Der Teufel fürchtet kein Weihwasser, er fürchtet kein Kreuzmachen, keine geweihten Zettel, oder Kräuter; was er fürchtet, ist ein guter, rechtschafner Lebenswandel.

Wenn

Teufels die albernste, widersinnigste und Gott entehrendste Meinung."

„Unter obiger Voraussetzung muß der Mensch einen Widerstreit fühlen, und das stete Streben, ihn zu berichtigen, sein Verdienst ausmachen; wozu also noch eine freie Fehde des ärgsten Feindes von außen? — „Um sein Verdienst zu erhöhen?" Aber auch seine Gefahr, die Immoralität zu vergrößern? — „Dazu kommt aber Gottes Gnade zu Hilfe?" — Ist es aber nicht widersinnig, Etwas anzunehmen, das nicht nöthig ist, um noch Etwas annehmen zu können, das zuvor nicht nöthig gewesen wäre? — Doch es soll etwa die Macht Gottes gegen den Teufel dadurch gezeigt und verherrlicht, und der Satan desto mehr gedemüthigt und gepeinigt werden? Gott steht also im Kampfe mit dem verworfensten seiner Geschöpfe, mit einem verurtheilten, verdammten und büssenden Wesen? und dadurch wird seine Macht verherrlicht?! Welche Lästerung."

Wenn Gott dem Teufel über uns eine Macht zuließe, so würde er seine guten Ursachen darum haben; er würde uns entweder prüfen wollen, oder bessern. Könnte aber nun da Weihwasser oder Kreuzmachen helfen? wäre nicht Geduld oder Besserung das einzige Mittel seiner Nachstellungen los zu werden? Auch wenn der Teufel eine Macht über uns hätte, so könnten ihn nicht Segnungen und Weihen vertreiben. *)

Allein

---

*) „Damit man nicht glaube, der Versuch, die Idee von Teufel zu verbannen, sei nur von dem bekannten Modesistem veranlaßt, so wollen wir eine wirkliche Einwirkung des Teufels auf menschliche Handlungen nach den buchstäblichen Worten der Bibel gelten lassen. Ist aber darum nicht die Mittellehre, seine Versuchungen unschädlich zu machen, höchst abergläubisch? Giebt die heilige Schrift nicht immer die Religion als Mittel dawider an? Heißt es nicht: Resistite in fide, induite armaturam fidei? Kann aber davon der Sinn ein anderer sein, als: Nehmet die Lehren der Religion zu Hilfe, haltet sie euch vor Augen, vertieft euch in die heilige Betrachtung derselben; und die angenehmen Vorstellungen, die euch eure Sinnlichkeit (oder der Teufel) von der Sünde macht, werden verschwinden, die gereitz-

ten

Allein, sollte das Segnen und Weihen nicht zum wenigsten die Kraft haben, uns vor natürlichen Uebeln sicher zu stellen? Auch diese Vorstellung wäre Aberglauben, meine Brüder! Wie sollte ein geweihtes Holz, das man ins Feuer wirft, die Kraft haben, ein Wetter unschädlich zu machen? wie sollte ein Antlaskränzchen, das man ans Fenster hängt, das Haus vor dem Blitze sichern können? wie sollten Weihwasser oder Exorzismen eine Viehseuche vertreiben können? Woher sollten denn solche Dinge so eine Kraft haben? Von Gott können sie sie nicht haben; wir lesen davon nichts in der heiligen Schrift; und die Kirche kann ihnen so eine Kraft nicht geben; sie kann keine Sakramente einsetzen, das kann nur Gott allein; sie kann nicht mehr, als bitten, und in wie fern ihr Gebeth bei Gott eine Kraft hat, das weis nur er allein. Auch das wäre Aberglauben, wenn man sich vorstellen wollte, Segnungen, und Weihen haben zum wenigsten die Kraft, uns vor natürlichen Uebeln zu sichern. Ich will nun da-

ten Begierden sich legen, und ihr auf diese Weise in der Prüfung bestehen." — Prüf. ꝛc. von Graf. S. 291.

davon nicht mehr sagen, sondern ihnen lieber zeigen, wie viel diese Aberglauben von jeher geschadet haben; und dann den reinen Begriff von Weihen und Segnen aufstellen.

Es ist unglaublich, wie viel diese Aberglauben von jeher geschadet haben. Durch sie wurde der Glaube an Teufelseinwirkung, an Zauber- und Hexerei erst recht bestärkt, wie er ihnen zum Grunde liegt; wer weiß aber nicht, was dieser Glaube von jeher geschadet habe. Was zündete so oft, und so allgemein die Scheiterhäufen an, als dieser Glaube? Was brachte so viele und so unschuldige Opfer dem Phanatism, als er? Schrecklich hat dieser Aberglauben gewüthet; er hat die Erde mit Blut gedüngt; er hat nützliche Bürger dem Staate entrissen, gute Eltern hilflosen Kindern geraubt; und meist die besten und geschicktesten Menschen dahin gerafft, die einzig noch im Stande gewesen wären, die Nationen aus ihrer Barbarei herauszureissen. Gott! wie danken wir dir, daß du zum wenigsten diese Schande aus der Mitte des Christenthumes weggenommen hast! wie danken wir dir für die wohlthätige

Aufklärung, die du uns gabst! wir sind jetzt zum wenigsten vor dem Scheiterhaufen sicher, wenn wir vernünftiger und weiser, und besser, als andere sind!

Aber haben diese Aberglauben nicht noch mehr geschadet? Durch sie wurde der heilige Begriff von Gott, als unserm Vater, gänzlich unterdrückt, und an seine Stelle die Vorstellung gebracht, als kümmere er sich um seine Welt wenig, oder als hätte er sie der Herrschaft des Teufels überlassen; durch sie wurden die Menschen verleitet, bei Krankheiten und Unglücksfällen die natürlichen Mittel zu verabsäumen, und bei übernatürlichen Hilfe zu suchen, wo sie sie nicht finden konnten; sie hatten die kräftigsten Mittel, derer sich Gott bedienet, um verworfene Sünder noch zu retten, unwirksam gemacht — und welch einen weiten Spielraum die Bosheit und die Betrügerei dabei hatte, welch ein schändlicher Wucher dabei getrieben ward — wer weiß es nicht?

Ja, durch sie wurde der heilige Begriff von Gott, als unserm Vater,

gänzlich unterdrükt, und an seine Stelle die Vorstellung gebracht, als kümmere er sich um seine Welt wenig, oder als hätte er sie der Herrschaft des Teufels überlassen. Wenn der Teufel eine Macht über uns hat, wenn er uns versuchen kann, wenn er im Stande ist, uns in Unglücke zu bringen, wenn er sogar die Leiber der Menschen in Besitz nehmen kann — heißt das nicht, ihm die Herrschaft der Welt einräumen, und den Gedanken in uns rege machen, als kümmere sich Gott um sie wenig? wo bleibt da noch der Begriff von Gott, als unserm Vater? man muß ihn als einen grausamen Herrn, als einen fürchterlichen Despoten ansehen, der uns zur Freude geschaffen hat, um sein Auge an unserm Jammer weiden zu können.

Aber durch sie wurden die Menschen verleitet, bei Krankheiten und Unglücksfällen die natürlichen Mittel zu verabsäumen, und bei übernatürlichen Hilfe zu suchen, wo sie keine finden konnten. Wenn man krank war, wie oft geschah es, daß man, statt nach einem erfahrnen Arzte zu schicken, einen phanatischen Priester holen ließ, und von seinen Exorcismen Hilfe erwartete, die

man

man nicht erhielt; und dann erst natürliche Mittel anwandte, wo es zu spät war? Bei Viehseuchen, wie oft ließ man alle natürliche Mittel unversucht, oder wandte sie nur halb an, da doch keine Segnung, keine Zauberformel ungebraucht blieb? Ich weiß es, daß es einige Zeit her nicht mehr so häufig geschehen ist, als sonst, weil die Menschen vernünftiger wurden; aber ob es nicht doch geschah? Hätte man immer bei Unglücksfällen der natürlichen Ursache nachgespüret; hätte man sie als Folgen seines Unverstandes oder seiner Ausschweiffungen angesehen, und sie nicht auf die Rechnung des Teufels geschrieben; man wäre doch nicht so elend geworden — aber so war oft das Elend gränzenlos.

Allein, durch diese Aberglauben wurden **die kräftigsten Mittel, derer sich oft Gott bedient, verworfene Sünder noch zu retten, unwirksam gemacht.** Leiden und Unglücke kommen von Gott; sie sind weise Veranstaltungen dieses guten, liebenden Vaters, wodurch er uns unserer großen Bestimmung, unserm letzten Ziele näher bringen will; sie sollen entweder dienen, unsere Tugend zu prüfen, oder sie herzustellen. Nichts

ist

ist oft im Stande einen verdorbenen Bösewicht noch zur Besinnung zu bringen, als Unglücke, die über ihn kommen. Wenn wir sie nun für Werke des Teufels oder böser Leute ansehen; und sie durch Segnen und Weihen zu vertreiben suchen — wird nicht Gottes Absicht gänzlich vereitelt, indem nicht die mindeste Besserung bewirkt wird? Da kommt es her, daß oft alle Leiden einen Menschen nur noch boshafter machen, statt daß sie ihn bessern; weit entfernt, daß er über sein bisheriges Leben nachdächte, und so von seiner Noth los zu werden suchte, läßt er Segnungen über Segnungen bethen, läßt Weihungen vornehmen, soviel es ihrer immer giebt — erhält er nun keine Hilfe, so fängt er an, über Gott zu lästern, schilt über Himmel und Hölle, und sinkt nur noch tiefer im Schlamme seiner Unsittlichkeit.

Von dem schändlichen Wucher und dem abscheulichen Betrügereien, die da getrieben wurden; von der Bosheit, die den weitesten Spielraum hatte, will ich kein Wort sagen; wer weiß sie nicht ohnehin? Man denkt noch zu gut die schändlichen Krämmereien mit Lukaszetteln, anberührten Bildern, geweihten Rauche ꝛc. daß es un-

unnöthig ist, sie noch ins Gedächtniß zurück zu rufen. *)

Aber was heißt denn nun Weihen und Segnen? welches ist der reine Begriff davon? Segnen heißt, Gutes wünschen, und Gott darum bitten. Wenn Isaak den Jakob segnete, so wünschte er ihm alles Heil, und bath zugleich Gott darum. Wenn Jesus bei seiner Himmelfahrt die Jünger segnete, so bath er den Vater, er möchte ihnen in der Ausrichtung ihres aufgetragenen Geschäftes — die Völker zu bekehren, beistehen. Wenn ihr euere Kinder segnet, so wünscht ihr ihnen alles Gute, und bittet Gott, daß er's ihnen auch geben wolle. Das heißt segnen. **) Es ist da keine übernatürliche Kraft, es sind da keine Zauberformeln, womit man

den

*) Wer noch mehrere Nachtheile zu lesen wünscht, sehe Prüfung ꝛc. S. 289.

**) Selbst ein Büchelchen, das in Augsburg aufgelegt ist, und den Titel führt: Etwas über Aberglauben, giebt keine andere Bestimmung an. „Segnen heißt, etwas Gutes wünschen und von Gott erbitten, heißt es darin S. 45. So segnete Abraham den Isaak, Isaak den Jakob, Christus der Herr bei seiner Himmelfahrt seine Jünger."

den Teufel vertreiben will, es sind nur fromme Gebethe und Wünsche.

Weihen hat mehrere Bedeutungen; bald heißt es so viel, als Segnen; bald bedeutet es, eine Sache, ein Ding zu einem heiligen Gebrauche widmen, z. B. wenn wir die Kirchen einweihen, bestimmen wir sie zur öffentlichen Gottesverehrung; wenn wir die Priester weihen, erklären wir sie als öffentliche Religionsdiener — am öftesten wird es aber gebraucht, um einer Sache eine gewisse Unverletzlichkeit, Heiligkeit zu geben. Wenn wir unsere Begräbnißorte einweihen, wollen wir ihnen nicht ein gewisses Siegel von Unverletzlichkeit aufdrücken, damit die Leiber unserer Brüder zum wenigsten nach dem Tode Ruhe haben? Wenn wir die Ehe einsegnen, wollen wir nicht ihre Heiligkeit damit anzeigen? Wenn man einst die Schwangern segnete, wollte man sie nicht vor den Mißhandlungen und Grobheiten oft selbst ihrer barbarischen Männer sichern. In dieser Hinsicht ist das Weihen so alt, als die Welt, man trift es bei allen Völkern an, *) und es ist ungemein

*) Die Widmung gewisser Dinge zum Dienste der Gottheit, zur öffentlichen Gottesverehrung, das

mein wohlthätig. Was oft die weisen Gesetzgeber durch alle Zwangsmittel nicht sichern konnten, suchten sie durch die Theilnahme der Religion zu sichern, und kamen zu ihren Zweck.

Möchten sie sich immer an diesen Begriff von Weihen und Segnen halten, m. Br.! er ist der einzig ächte und heilige; so finden wir ihn in der reinen Lehre der Kirche, und so rechtfertigt er sich selbst bei der Vernunft.

Seien

---

das Weihen derselben zu diesem Gebrauche, das Aufdrücken eines gewissen Stempels der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Göttlichkeit ist so alt, als die Mithologie selbst.

Schon die Hindus, von welchen so viele andere Völkerschaften borgten, hatten ihr Tirta, oder Weih-Wasser; auch in der griechischen Mithologie finden wir diese Weihe allenthalben, und von ihr, so wie zunächst von der jüdischen, ist sie auf die christliche übergegangen. Sie ist an sich wohlthätig.

Die Idee von Heiligkeit, welche die alten Deutschen der Eiche aufdrückten, hat sie vielleicht ehehin vor der allgemeinen Verwüstung geschützt.

Noch jetzt verdanken die Schwalbe, der Storch — nützliche Thiere — ihre Fortdauer einem religiösen Vorurtheile.

Seien sie überzeugt, daß der Teufel keine Macht über sie habe. Wie sollte Gott seine Kinder, besonders wenn sie fromm sind, auch noch den Versuchungen eines verworfenen Wesens aussetzen, da sie ohnehin Gefahren genug haben? Glauben sie doch, daß der Gott, der für das Kleinste in der Natur sorgt, sie nicht vergessen könne. Christ! du magst dich immer meinetwegen mit dem Kreuze bezeichnen, aber nur glaube nicht, daß du dich damit gegen den Teufel verwahren müssest. Das war nicht die Absicht der Kirche, warum sie diesen Gebrauch einführte. Wenn wir uns mit dem Kreuze bezeichnen, sollen wir uns an unsern Stifter erinnern, und indem wir uns zugleich öffentlich als Christen bekennen, so sollen wir untersuchen, ob wir auch wirklich als Christen leben, das wollte sie. Christ! du magst immer Weihwasser nehmen, aber du mußt es als Simbol der Reinigung ansehen, wozu es die Kirche bestimmt hat; wie du dich damit gleichsam äußerlich reinigest, so sollst du auch innerlich deine Seele reinigen. Ihr mögt immer, wenn ihr aufsteht, oder schlafen geht, euch segnen; aber für nicht mehr müßt ihr's ansehen, als für fromme Wünsche, die ihr für euer Wohl zu Gott thut, und das weiter kei-

ne Kraft hat. Ihr mögt auch Skapuliere und Amulette tragen, wenn ihr wollt; aber für nichts mehr müßt ihr sie halten, als für Erinnerungszeichen an die Tugenden jener Personen, zu deren Ehre ihr sie tragt, und sie müssen euch antreiben, diese Tugenden euch auch eigen zu machen; denn sonst nützt es zu nichts. Ein frommer Wandel ist das beste Skapulier und Amulett. Gott über alles lieben, und den Nächsten wie sich selbst, ist die einzige Segnung, die überall, und allzeit hilft. Täglich seine Sünden bereuen, und den Entschluß fassen, sie nicht mehr zu begehen, ist das ächte Weihwasser. Und an Jesus glauben, im Elend und Noth, beim Glücke und Unglücke auf ihn hoffen, ist das kräftigste Kreuzmachen; das glauben sie m. Br. Wer das thut, ist stets gesegnet; wer das thut, der hat sich nicht nur allein vor dem Teufel nichts zu fürchten, sondern es wird ihm vollends nichts schaden können — sollte er selbst sterben müssen, so wäre auch der Tod Gewinn für ihn. Amen.

XII.

XII.

Was das Christenthum sein sollte, und was es geworden ist.

Ueber Matth. VII. 15.

Am 7ten Sonntage nach Pfingsten 1803.

Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reissende Wölfe sind.

Matth. VII. 15.

Jesus warnet uns heute vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern einhergehen — äußerlich den Schein der Frömmigkeit haben; und inwendig reissende Wölfe sind; indem sie uns nur zu verderben suchen. Dergleichen falsche Propheten gab es zu Jesus Zeiten viele. Es gab dort rechtschaffene Männer, die das auch in der That waren, für was sie sich ausgaben — Lehrer der Menschen; sie giengen größtentheils in Schaffellen umher, und lehrten das Gesetz in seiner Reinigkeit. Aber gar bald tratten auch andere auf, die von jenen nichts, als das Kleid, den äußerlichen Schein hatten; auch sie trugen Schaffelle, aber inwendig waren sie Wölfe. Dergleichen waren die Pharisäer und Sadduzäer; sie verfälschten beide die Mosaische Religion. Die Pharisäer thaten willkührliche Nebendinge hinzu; die Sadduzäer nah-

men

men wesentliche Lehren hinweg; die einen glaubten zu viel, die andern zu wenig; jene waren Abergläubige, diese Ungläubige; Mit den ersten hielt es das Volk, weil sie rechtgläubig zu sein schienen; auf der Seite der Letztern waren die Großen, vorzüglich der Hof, weil ihre Religion leichter und glänzender war. Es war das Ganze gleichsam in drei Partheien getheilt, wovon jede ihre Propheten hatte, und wovon nur die des kleinern Haufens die rechten waren. So giebt es auch heute noch diese Partheien, von denen nur eine die rechte ist. Es kann nicht anders sein, es wurde der Grund dazu schon in den ersten Zeiten gelegt. Die christliche Religion war in ihrer Anlage göttlich vollkommen; ihre Grundlehren waren göttlich lauter; und ihre ersten Verkünder göttlich erleuchtet; aber ehe man sich's versah, wurde auch schon etwas Menschliches untergemischt. Je mehrere Nationen zum Christenthume übergiengen, desto mehr fremdartiges und menschliches kam hinzu. Man war nachgiebig und gefällig, so viel man es ohne Nachtheil dr Hauptsache sein konnte, um Juden und Heiden nicht zurück zu stossen. Und da beide an viele Feste, und an prächtige Ceremonien gewohnt waren, so vervielfältigte man

diese,

diese, und vermehrte jene, um allen alles zu werden, und Juden und Heiden zu gewinnen.

Aber, wie sehr wurde nun nicht dadurch das Christenthum verunstaltet, wie weit entfernte es sich von seiner ersten Anlage und Simplicität, wie unkenntlich ist es geworden! lassen sie uns heute sehen, m. christl. Fr.! was das Christenthum seiner ersten Anlage nach sein sollte; was es aber nach und nach geworden ist; ich werde noch hinzu setzen, was wir zu thun haben, damit wir wieder auf die erste Reinheit zurückkommen.

Was soll das Christenthum dem Plane seines Stifters nach sein? Eine Erziehungsanstalt der Menschen, die nicht schon auf alle Zeiten berechnet ist; sondern die genau der Menschheit auf jede höhere Stuffe von Kultur folgen, und von jeder wieder noch weiter aufwärts führen soll.

Das Christenthum war zu einer Zeit gegeben, wo die Menschen noch sehr wenig den Zustand der Kindheit verlassen hatten. Sie waren ungesittet und roh, und so weit man

es auch in Rücksicht einiger Künste und Wissenschaften gebracht haben mochte; so lag doch in religiöser Hinsicht die Welt in der Wiege. Wie mangelhaft waren die Begriffe der Juden, die sie von der Religion und der Tugend hatten; wie wenig kannten sie Gott, als moralischen Regenten? sahen ihn nur für einen politischen Herrn an. Die Heiden? wie weit sie noch selbst hinter den Begriffen der Juden zurück waren, wer weiß es nicht? Das Christenthum erschien — und die erste Absicht seines Stifters war, die Menschen durch dasselbe aus dem Stande der Kindheit herauszureissen, und sie immer mehr zur Vollkommenheit heranzuziehen. Ist es nicht darum so vorzüglich dem dortigen Zeitalter angepaßt? trägt es nicht darum so viele Eigenheiten derselbigen Jahrhunderte an sich? und sehen wir nicht aus allem, was es immer lehrt und vorschreibt, daß es noch nicht vollkommen ist, sondern sich immer der Vollkommenheit nähern soll? Eine Erziehungsanstalt der Menschen soll das Christenthum sein, die noch nicht vollkommen ist, sondern es vielleicht erst in der andern Welt werden soll; angepaßt ist es vorzüglich dem Zeitalter, wo es zuerst erschien, es soll aber sich immer verbessern, wie die Kultur, und die

Ausbildung der Menschen zunimmt; der Geist soll bleiben, die Grundverfassung soll fortwähren, aber das Gerüste soll mit jedem Schritte, den die Menschheit vorwärts thut, geändert werden. Oder wollte Jesus die Fortschritte des menschlichen Geistes hindern? befördern wollte er sie vielmehr. Wollte er unserer Vernunft Fesseln anlegen? Ihr den Weg vorzeichnen, den sie zu gehen hätte, damit sie sich nicht so leicht verirren könnte. — Darum versprach er seiner Kirche seinen Geist, der ihr in jedem Jahrhunderte eingeben sollte, was geschehen müßte; darum gab er ihr die Macht zu binden, und zu lösen, d. h. von Zeit zu Zeit zu ändern, und etwas Vollkommners zu geben (Matth. 16, 19. 18, 18.) Darum wollte er kein System festsetzen, sondern nur den Plan vorzeichnen, und das Ziel abstecken, auf das hingearbeitet werden sollte. — Eine Erziehungsanstalt der Menschen soll das Christenthum der Absicht seines Stifters nach sein, die sich selbst immer vervollkommnet, wie die Menschheit weiter rückt. *)

*) Darin scheint mir auch der eigentliche Katholizism zu bestehen. Nicht so fast in Rücksicht der

Aber es soll, zweitens, eine Erziehungsanstalt sein, die nur Sittlichkeit, immer höhere Tugend zum Zwecke hat. Alle seine Vorschriften zielen nur darauf ab. Selbst die Ceremonien, die es vorschreibt, selbst die Glaubenssätze, die es vorträgt, haben nur diesen einen Endzweck. *) Die Absicht Jesu war nicht, gelehrte Philosophen, oder kluge Staatsmänner zu *bilden*; sondern gute Menschen zu erziehen. Darauf arbeitete er unabläßig und ganz allein hin. Man sehe seine Lehre: „seid gut, sagt er, und werdet täglich besser; seid sittlich vollkommen, wie euer Vater im Himmel; nicht nach den Gütern dieser Erde soll euer Streben sein, Gottes Wohlgefallen sollt ihr vor allen suchen; wer nicht mir nachfolgt, wer nicht gesinnt ist, wie ichs bin, wer nicht Tugend zum einzigen Ziele seines

der Orte sollte das Christenthum allgemein werden, sondern vielmehr der Zeiten. Einen andern Katholizism, wie wollen wir ihn heut zu Tage beweisen, wo andere Religionen fast weiter verbreitet sind, oder doch eben so weit.

*) S. oben S. 69.

nes Strebens macht, taugt nicht zum Gliede in meinem Reiche.“ So sprach er immer. Darum enthält das Christenthum keine willkührlichen Vorschriften; darum findet man keine leeren Ceremonien; darum hört man nirgends von einem blossen Gottesdienste, wo nur auf die Ehre Gottes allein gesehen würde; darum ist alles wegen uns da, soll nur uns nützen, hat nur unser Wohl zum Zwecke — immer höhere Sittlichkeit.

Aber darum ist das Christenthum nach dem Plane seines Stifters auch noch sehr einfach und kurz; es enthält nur wenig Aeusserliches, hat auch nur wenige Glaubenssätze, und die nur zum Behufe der Tugend. „Glaubt an Gott, als den Schöpfer von allen; glaubt an Jesum als seinen Sohn, und seinen Gesandten zu uns; glaubt an den heiligen Geist; glaubt an eine ewige, unwandelbare Vorsehung, die für das Kleinste, wie für das Größte sorgt; — und an eine bessere Welt, wenn diese zu Ende ist, und daß ihr euch nur durch Sittlichkeit ihrer werth machen könnet.“ Das war der Glaube der ersten Christen. „Liebet Gott über alles, und den Nächsten, wie euch selbst.“ Das war ih-

te Sittenlehre. Um die Glieder in einem gemeinschaftlichen Bande zu erhalten, weihte man sie durch die Taufe zur Gesellschaft ein; man ließ sie durch die Firmung feierlich ihren Bund bestättigen; man feierte gemeinschaftlich das Andenken des Stifters, und erhielt durch fromme Mahle die wechselseitige Liebe immer thätig. Das war ihr Aeusserliches. *) So lebten sie fromm und glücklich in Hoffnung und Liebe.

Wer sollte so einer Religion feind sein können? wer sollte sie nicht willig annehmen? O Christenthum! wärest du noch das, du würdest alle zu Freunden haben!

Aber was ist nun daraus geworden?

Eine

*) Wenn ich nur die Taufe, die Firmung und das Abendmahl nenne, will ich keineswegs die übrigen Sakramente läugnen. Warum ich nur die hersetze, ist die Ursache, weil von ihnen ausdrücklich in der Schrift Meldung geschieht, und weil die übrigen zum wenigsten in den allerersten Zeiten der Kirche noch nicht so deutlich bestimmt waren.

Eine Erziehungsanstalt der Menschen soll das Christenthum dem Plane seines Stifters nach sein, die nicht auf alle Zeiten berechnet ist, sondern sich genau nach den Fortschritten der Menschheit richten soll. Blieb es aber das? hatte man es immer dafür angesehen? — Was that man nicht alles, um die Fortschritte der menschlichen Vernunft zu hindern, statt sie zu befördern? Man schmiedete neue Lehren über Lehren, *) und häng=

*) Wenn ich auch Glaubenssätze sagte, wer würde mich darum lästern können? — Glaubenssätze, die nicht die Kirche machte, sondern die erst die Theologen stempelten? Es war ganz sicher die Meinung der Kirche nicht, manchen Satz zum Glaubenssatze zu erheben; sondern sie wollte oft nur eine einsweilige Vorschrift geben, oft nur die streitenden Partheien zur Ruhe bringen. (Freilich wuchs die Erbitterung meist noch mehr, und die Verwirrung ward größer). Irregeführt vom angehängten Anathema machten nun die Theologen Glaubenssätze daraus. Man sehe den VIII, IX, und XII Kanon des Tridentinums. Wollte da die Kirche Glaubenssätze machen? konnte sie es? — oder nur Disciplinarverordnungen. —

Daß

hängte sie dem einfachen Christenthume an. Man machte willkührliche Verordnungen über Verordnungen, und schrieb sie den Glaubigen zur unerläßlichen Beobachtung vor. Da die heidnischen Philosophen und Redner zum Christenthume übertratten, und man sie sogar zu Bischöfen machte, brachten sie alle ihre ehema-

---

Daß in diesen neuen Zusätzen eine große Ursache, vielleicht die größte von unserm dermaligen Unglauben liegt, scheint mir außer Zweifel zu sein. Man sehe hierüber Dietl in seinen Homilien S. 212. „Eben so gefährlich (als wenn man den Gottesdienst mit Ceremonien überhäuft) heißt es daselbst, sind für die Religion die Zusätze verschiedener Lehren, die nicht ausdrücklich in dem Evangelio enthalten *sind*. Diese sind Weisheit eines gewissen Zeitalters, die ihre Blössen hat, und wandelbar ist. Wenn nun diese Blössen bei dem hellern Lichte der Zeit sichtbar werden; wenn das Irrige der Lehren, die man unter die Religionslehren aufgenommen hat, der gesunden Vernunft in die Augen fällt — sieht, so wird man die Religion überhaupts *als* falsch und irrig verwerfen, und gar nichts glauben. Gott, Vorsicht, Moralität, Zukunft — alles wird nun geläugnet. Mit ihnen fallen die Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit. Die Tugend hat keine Stütze, das Laster hat keinen Zaum mehr."

malige Schulweisheit mit herüber, und verwebten sie so in die evangelische Lehre, daß man sie nicht mehr kennen konnte. *) Wie sollte man da noch den Plan Jesu gefunden haben, die Menschen immer zur höhern Vollkommenheit heranzuziehen? Es war schon die Form gegossen, in die sich die ganze Menschheit in allen den kommenden Jahrhunderten zu modeln hatte.

Aber statt daß man Sittlichkeit und Tugend für den einzigen Zweck des Christenthumes angesehen hätte, hatte man Jahrhunderte lang den blossen Glauben als die Hauptsache angesehen, und verlor also das ganze Ziel aus dem Auge. Wie lange war man nur bemüht die Christen bei reiner Lehre zu erhalten, und sah das für weit

wich-

*) Ich will da nur Justin den Martirer † 167, Klemens von Alex., der zu Anfang des 3ten Jahrhunderts lebte, Origines † 254, und Augustin † 430, nennen. Vorzüglich Augustin arbeitete, die platonische Philosophie in das Christenthum überzutragen. Freilich war seine Absicht nicht böse! S. Socher, Grundriß der Geschichte der philosophischen Sisteme von den Griechen bis auf Kant. S. 139.

wichtiger an, als für die Aufrechthaltung der guten Sitten zu sorgen? Wie viele blutige Kriege führte man oft fast wegen einem einzigen Worte, oder einer Vorstellung, die nicht alle annehmen wollten? *) Ward nicht dadurch aus der sanften Jesusreligion so oft eine grausame Wütherinn, die mit Feuer und Schwert sich Anhänger sammeln wollte? Sogar die eigentliche Absicht des Christenthumes, die Menschen zur immer höhern Tugend und Vollkommenheit heranzuziehen, verlor man aus dem Auge; und machte aus einer Sittenanstalt ein Glaubenssistem.

Aber wo ist das Einfache und Simple hingekommen? wo sind nur die wenigen Ceremonien zum Behufe der Tugend? wo ist die christliche Freiheit von dem jüdischen stren-

*) Z. B. den Bilderkrieg, den der Hussiten, den Dreißigjährigen. Vielleicht hätte man nirgends gar zu viel nachgeben dürfen, um einen Krieg zu verhüten — doch ich weiß es nicht. Aber daß diese Kriege der größte Schandfleck der Menschheit sind, den es geben kann, das ist gewiß. Darum, daß ich Gott anders ehre, als ein anderer, Krieg füh-

strengen Gesetze, in die uns Christus zu setzen versprochen hat? *) wo ist das sanfte, süsse Joch, die leichte Bürde, die er uns auflud? findet man sie noch? trift man sie an? Wir haben Ceremonien, die die Juden nicht hatten; **) wir treffen bei uns willkührliche Verordnungen an, die Moses nicht vorschrieb; wir haben Nebensachen, daß man die Hauptsache kaum mehr finden kann. Ich glaube, man wird mir die Beweise hierüber erlassen; es ist ja ohnehin zu bekannt.

So weit ist es mit dem Christenthume gekommen. ***)

Aber

führen, welcher Unsinn! Wenn die Aufklärung auch gar kein anders Verdienst hätte, als dieses, daß sie die Menschen toleranter machte, so wäre das schon groß genug.

*) Gal. 4, 31.

**) Denn wir haben auch heidnische. Die Lustrationen sind ursprünglich heidnisch; das Wallfahrten ist ursprünglich heidnisch, u. s. f.

***) Es wird vielleicht manchem lieb sein, die Ursachen, die diesen Verfall des Christenthums erzeugt haben, kennen zu lernen. Wie kam es so weit? 1. War Schuld, die zu große Nachgiebigkeit gegen die Juden und Heiden. Man ließ ihnen man=

Aber soll es denn immer so bleiben? sollen wir nicht trachten, wieder zurück zu kommen auf den Pfad, den uns unser Stifter anwies? sollen wir immer mehr bemüht sein, jüdische Ceremonien mitzumachen, als die ernsten Foderungen des Christenthumes zu erfüllen?

---

manche ihrer Sitten und Gebräuche, um sie nicht zurückzuschrecken. Es war an sich weise, aber da kein Abfall mehr zu fürchten war, hätte man sie abändern sollen. 2. Machte man die Asketen zu Priestern und Bischöfen, schon in Mitte des 2ten Jahrhunderts, die eigentlich Pharisäer oder Essäer waren; die schrieben nun die Strengheiten, die sie übten, auch dem Volke zur Uebung vor; erklärten die Schrift nur nach ihren sonderlichen Grundsätzen, verfälschten darum *sogar die* Moral, und erzeugten die nachher so finstere, menschenscheue Tugend. Von ihnen kamen die so strengen Bußgesetze her, der ehelose Stand, als nachheriges Gesetz, u.s.f. 3. War Ursache der obenberührte Uebertritt der heidnischen Philosophen und Redner zum Christenthume; sie waren einmal die Spekulation gewohnt, und verwandten sie nun ganz auf die evangelische Glaubens- und Sittenlehre. 4. Trug auch der Stolz und die Herrschsucht sehr vieles bei. 5. Der Eigennutz. 6. Die Zerrüttungen des Mittelalters, der gänzliche Verfall der Wissenschaften, und der Eintritt einer völligen Barbarei, u. s. f.

len? sollen wir noch den blossen Glauben für weit wichtiger halten, als das Gutleben? sollen wir immer das Christenthum noch durch Menschenzusätze zu verdunkeln suchen, als wenn die Lehre Jesu unvollkommen gewesen wäre, und der heilige Geist den Aposteln nicht alles eingegeben hätte? Lassen sie uns arbeiten, m. Br.! daß wir wieder zur ersten Reinheit des Christenthumes zurückkommen.

Wie geschieht dieses aber? Welches ist der Weg, den wir einschlagen müssen?

1. Glauben sie zwar, was ihnen das Evangelium lehrt, oder die Kirche vorträgt. **Aber sehen sie das noch für kein Verdienst an.** Ihr Leben nach dem Glauben macht sie selig, wo ihnen ihr Glaube allein nur zur größern Verdammniß gereicht. Was nützt dir's, wenn du alle Glaubenssätze unserer Kirche auswendig wüßtest, und dein Leben entspräche deinem Glauben nicht? Nicht der Glaube macht selig, sondern die **Werke durch den Glauben.**

2. Halten sie alle Ceremonien für nichts mehr, als für Mittel zur Tugend; sehen sie sie für Dinge an, die an sich keinen Werth haben, und nur dann einen bekommen, wenn sie durch sie frömmer und besser werden. Glauben sie, daß Bethen nur dann nütze, wenn sie frömmer nach Hause kehren; daß Beichten nur dann helfe, wenn sie die Sünde in der Zukunft vermeiden; daß Communiziren nur dann einen Werth habe, wenn es uns heiliger macht, daß es sonst aber nichts nütze. Denn wahrlich! Ceremoniendienst ist nicht Anbethung Gottes im Geiste und Wahrheit, und Gebräuche mitmachen, heißt nicht fromm sein. Nichts schadet mehr, als seine Religion in Gebräuche setzen, und darum den Gottesdienst damit überhäufen. Das Volk sieht, staunt, und glüht dabei von einer dummen Andacht, und denkt nichts, wird nicht besser.

Aber wenn wir wieder zur ersten Reinheit des Christenthumes zurückkommen sollen, so lassen sie uns

3. fleissig die Schrift lesen. Wie können sie Christen sein, wenn sie nicht ein-

mal die Schrift gelesen haben? wie können sie ihre Religion in ihrer Reinheit kennen und ausüben, wenn sie nur blos mit dem zufrieden sind, was man ihnen sagt, und nicht selbst darüber studiren? wie ist es möglich, daß sie uns auch nur glauben — daß sie uns nicht beständig verlästern, wenn sie nicht einmal das Evangelium haben, um darin lesen zu können, oder wenn sie nur einen kleinen Auszug von dem haben, was Jesus lehrte? Studirt die Schrift, *) m. Br.; suchet den Unterricht des Christenthumes an seiner Quelle — in den heiligen Büchern selbst — auf! seht da, daß tausend Dinge nicht darin stehen, die ihr jetzt thut, und auf die ihr so viel haltet! seht, daß sie erst Menschen aufge-

*) Freilich rathe ich da in Hinsicht des Volkes nur das neue Testament zu lesen. Im alten kommen zu viele Gebräuche und Satzungen vor, die nur die Juden angiengen, und mit dem Christenthume aufgehört haben. Das Volk weiß nun das nicht genau zu unterscheiden; und da es ohnehin zu gerne am Aeußerlichen hängt, wird es nur noch mehr geschehen. Das geistige Christenthum wird zum wenigsten verdunkelt. Da selbst die Lehrer nicht immer darauf Acht hatten, so trug auch dieses zu seinem Verfalle bei.

gebracht haben, und nicht Gottes Veordnungen sind! ihr werdet dann wieder zur ersten Reinheit des Christenthumes zurückkommen.

Möchte doch das geschehen! möchte doch das Christenthum wieder in seiner ursprünglichen Lauterkeit unter uns erscheinen! wir würden dann glücklicher sein, weil wir auch besser sein würden. Amen.

Einige besonders wichtige Druckfehler.

S. 59. Z. 1. von unten, statt: 45, setze: 46.

S. 67. Z. 1. v. u. statt: IV. B., setze: II. B.

S. 70. Z. 4. v. u. statt: hanget, setze: hångt.

S. 88. Z. 3. von oben, statt: legt, setze: begråbt.

S. 112. Z. 4. v. u. ist der Punkt wegzustreichen, und statt: Wer, wer, zu setzen.

S. 195. Z. 7. v. u statt: dieses, setze: diese.

S. 195. Z. 6. v. u. statt: es, setze: sie.

S. 279. Z. 4. v. u. ist nach Tridentinums (von der Ehe) zu setzen.

Andere minder wichtige Druckfehler wird der humane Leser selbst verbessern.

Einige besonders wichtige Druckfehler.

S. 59. Z. 1. von unten, statt: 45, setze: 46.

S. 67. Z. 11. v. u. statt: IV. B., setze: II. B.

S. 70. Z. 4. v. u. statt: bauget, setze: bänget.

S. 88. Z. 3. von oben, statt: legt, setze: begräbt.

S. 112. Z. 4. v. u. ist der Punkt wegzustreichen, und statt: Wer, wer, zu setzen.

S. 195. Z. 7. v. u. statt: dieses, setze: diese.

S. 195. Z. 6. v. u. statt: es, setze: sie.

S. 279. Z. 4. v. u. ist nach Tridentinums (von der Ehe) zu setzen.

Andere minder wichtige Druckfehler wird der humane Leser selbst verbessern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jais, Karl

Predigten gehalten im Jahre 1802 und 1803

Bd.: 1

München (1803)

Hom. 2077 w-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10464383-1